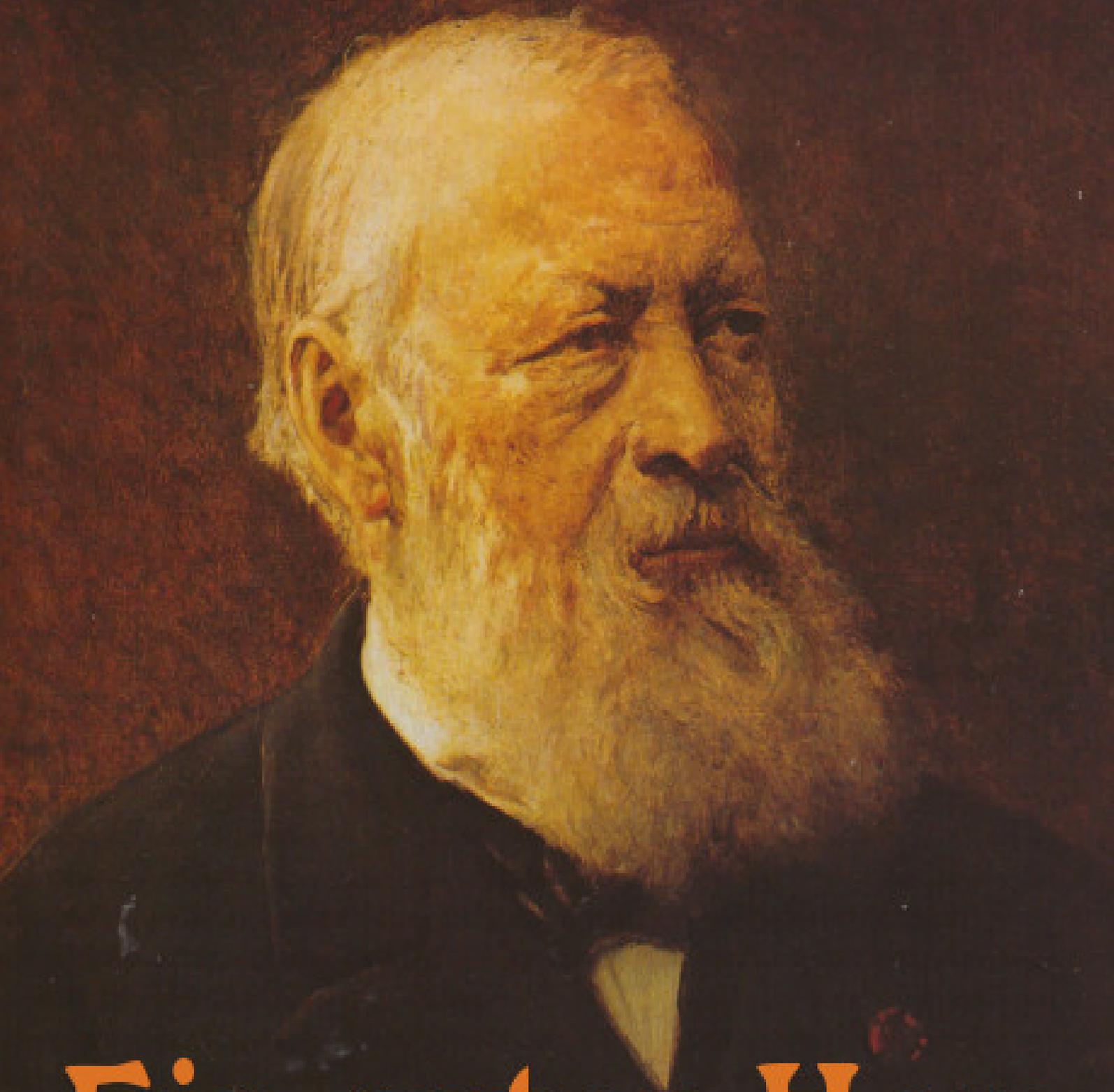


Hendrik Conscience



Ein gutes Herz

Ein gutes Herz.

Ein Sittengemälde
von
Hendrik Conscience.

Aus dem Vlämischen übertragen
von
Jenny Schüttler.

Mit zwei Holzstichen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1877.

Inhaltsverzeichnis

Ein gutes Herz.

1. Kalter Winter und warme Herzen.
2. Glück und Unglück liegen nahe zusammen.
3. Wohlthun trägt Zinsen.
4. Schluß.

I.

Kalter Winter und warme Herzen.

In einem Nachmittage im Monat Januar 1847 schritten zwei Jünglinge singend, jauchzend und voll Lebensluft über die Landstraße, die von Ninove nach Brüssel führt.

Sie konnten kaum das Alter von sechszehn Jahren erreicht haben und hatten ganz das Aussehen von Studiosen des Athenäums, welche die Freiheit des Sonntags dazu benutzten, um den Schulstaub von ihren Schultern zu schütteln und ihre Fittige in freier Luft und weitem Raume auszurecken.

Der Eine, schlank von Gestalt und ein wenig mager, hatte lebendige schwarze Augen und seine Gesichtszüge, die Ueberlegung und Tiefe des Gefühls vermuthen ließen. Der Andere, mehr gesetzt von Statur, mit blühenden Wangen und mattem Blicke, konnte nur ein unbedeutender Mensch werden, der wenig Aufsehen in der Welt machen und nie viel Böses noch viel Gutes thun würde.

Das Wetter war sehr kalt; Erde und Bäche waren seit vielen Tagen mit einer dicken Eiskruste bedeckt; weil aber die Sonne den ganzen Tag geschienen hatte und noch jetzt als eine rothe Feuerkugel im fernen Westen glühte, hatte der prächtige Wintertag auf das Gemüth der beiden Jünglinge ermunternd eingewirkt; sie lachten und scherzten voll ausgelassener Lebenslust.

Vielleicht war auch ein besonderer Umstand nicht fremd an dieser fröhlichen Gemüthsstimmung: es war nicht lange nach dem ersten Januar, und die beiden Burschen hatten wahrscheinlich noch einige Franken von ihrem Neujahrgelde im Beutel. Dieses trägt wunderlich viel zur Aufgeräumtheit bei, besonders in den Jünglingsjahren, wo man fühlt, daß man noch nicht ganz ein Mann ist, aber gewaltig darüber aus ist, es wenigstens zu scheinen.

Rüstig schritten sie voran, und etwa eine gute halbe Wegstunde

von Brüssel, kamen sie an einem bekannten Wirthshause vorüber.

»Franz, hast Du keinen Durst?« fragte der Eine.

»Und Du, Victor?« antwortete der Andere.

»Ich noch nicht.«

»Ich auch nicht.«

»Wir wollen aber doch zur Vorsicht ein Glas Bier trinken, für den Durst, der noch kommt.«

»O ja, so viel sitzt noch darauf.«

War es nicht bereits eine Mannesthat, in ein Wirthshaus zu treten und dort in befehlendem Tone zu rufen: »Wirthin, zwei Glas Bier!«

Die fröhlichen Burschen schritten also mit hoch aufgehobenem Kopfe der Wirthsstube zu und drückten kühnlich ihr Verlangen aus, während sie an einem kleinen Tische Platz nahmen.

Es saßen noch vier andere Personen rings um den Ofen; einer von ihnen las mit lauter Stimme einen Artikel aus einer Zeitung vor; seine Lesung aber wurde oft unterbrochen durch Ausrufe von Mitleid und traurige Aufklärungen.

Es war in dem Artikel Rede von der fürchterlichen Hungersnoth in Flandern, welche dort in Folge der Kartoffelkrankheit und des vollständigen Stillstandes der Webstühle eingetreten war. Alle Mittel der flämischen Gemeinden waren erschöpft; und die armen Menschen, sterbend vor Mangel, flohen zu Tausenden nach anderen Gegenden des Landes, um dort einen Bissen Brod zu suchen.

Weil aber die theuere Zeit überall große Noth verursachte, wurde den unglücklichen Flüchtlingen der Zugang zu den Dörfern und Städten meistens versagt. Sie irrten auf diese Weise hilflos umher, bis Ermattung oder Krankheit sie dahinstreckte und bei Vielen der Tod ihrem Elende ein Ende machte.

Die gefühlvolle Sprache des Lesers erregte die Aufmerksamkeit der beiden Jünglinge. Viktor schien sogar mit inniger Theilnahme zu horchen.

Der Vorleser fuhr also fort:

»Hier ist es kalt, nicht wahr? Hier in der »Stille des Todes, befängt unser Herz Schauer und Schrecken. Wir sind hier im

Reiche der Hungersnoth.

»Seht ihr dort die halbnackten Menschenschatten haufenweise über die Felder irren? Wie kraftlos schleppen sie ihre steifen Glieder über den Schnee! Eine unaussprechliche Pein durchwühlt ihr Inneres; ihr Auge ist ohne Leben und Glanz, sie haben Hunger und suchen Speise. Da fällt Einer, der nicht wieder aufsteht, noch Einer, noch mehr! Die Haufen vermindern sich, sie säen gleichsam Leichen der Straße entlang; — »Niemand sieht sich um nach dem gefallenem Bruder, denn Jeder fühlt gleichfalls, wie die eiskalte Hand des Todes sich auch auf seine beengte Brust legt. — Die Hungersnoth treibt die lebenden Gerippe voran, sie lassen den Kopf noch tiefer vor Verzweiflung sinken und irren sprachlos weiter, — immer weiter, — bis der letzte gefallen ist . . . «

»Richtet nun eure Augen dort nach jenen Bäumen! Seht ihr da nicht graue Flecken auf dem Schnee, welche sich rasch bewegen? Es sind Thiere, die nach Beute suchen, nicht wahr? — — Nein, nein, Menschen sind es, Menschen wie wir, Frauen und Kinder, die wimmernd über das Rübenfeld kriechen und sich ihre mageren Finger blutig kratzen, um aus dem gefrorenen Grunde Speise für noch eine Stunde des Lebens zu gewinnen. Auch hier liegen bereits viele ermattet, todt, mit der täuschenden Speise in der erstarrten Hand . . . «

»Dort vor uns strebt ein Kirchlein mit seiner blauen Thurmspitze himmelwärts. Es ist ein Dorf, berühmt durch den Gewerbsfleiß seiner Einwohner. Vor wenigen Jahren ertönte in jeder Hütte das Geräusch der Arbeit und der laute Gesang der Lebensfreude . . . Nun schweigt Alles: man sollte sagen, die Bewohner lägen in einem tiefen Schlafe versunken. — Irrthum! Da drinnen hinter diesen stummen Mauern sitzen auch solche Gerippe; sie schauen einander voll Verzweiflung ins brechende Auge und warten sprachlos auf den Ruf Gottes. — —

»Oeffnet eine Thür, — wähet nicht lange, — die Hungersnoth verschonte hier Niemanden. — Sieh, da auf seinem zerbrochenen Webstuhle sitzt der Arbeitsmann. Neben ihm auf etwas Stroh liegt die Leiche seines ältesten Sohnes; ein anderes Kind umfaßt seine Kniee und fleht um Speise, etwas weiter ab sitzt die Mutter; sie drückt ihren Säugling an die Brust und befeuchtet seine dürren Lippen mit ihren Thränen. Arme Frau! ihr Mutterherz blutet; denn

sie sieht die Augen ihres Kindes brechen und fühlt, daß es in ihren Armen sterben muß. Wehe! Wehe! mitten zwischen der stummen Familie steht ein fürchterliches Gespenst und lacht grinsend: es ist der unerbittliche Tod, der lauend auf seine Beute wartet . . . [Bruchstück aus einem Vortrage, welchen der Verfasser zu Antwerpen zum Besten der Nothleidenden in Flandern gehalten.]«

Als der Leser bis an diese Stelle des Zeitungsartikels gekommen war, wurde er durch die stürmischen Ausrufe einer lärmenden Gesellschaft unterbrochen, worunter sich einige seiner Freunde befanden, die ihm fröhlich die Hände drückten.

Das Tagblatt wurde bei Seite gelegt und man sprach lachend von weniger traurigen Dingen.

Die beiden Jünglinge hatten« schweigend zugehört; endlich stand einer derselben auf und sagte zu seinem Begleiter:

»Komm', Franz, laß uns gehen, es wird sonst dunkel, ehe wir zu Hause ankommen. Ich weiß nicht, das Lachen dieser Leute schneidet mir durch das Herz.«

Außerhalb des Wirthshauses, nachdem sie eine Weile stillschweigend vorangeschritten waren, bemerkte der Andere:

»Virtor, wie bist Du nun auf einmal so traurig geworden? Sicher, das Loos der armen Leute in Flandern ist zu beklagen, aber wir können ihnen doch nicht helfen.«

»Ach, wenn ich reich wäre!« seufzte Viktor. »Wie glücklich würde ich sein, denn ich könnte dann den unglücklichen Brüdern in Flandern zu Hilfe eilen!«

»Das würde schwerlich angehen!«

»Mit Geld kann man Alles, Franz. Ich kaufte dann in Brüssel einen großen Wagen und packte ihn voll Eßwaaren; ich zöge mit demselben nach Flandern, in die Umgegend von Thielt und Deerlik, weil man sagt, dort herrsche das größte Elend. Dort zöge ich von Haus zu Haus, um die sterbenden Familien aufzusuchen, und dort würde ich dann als Engel des Trostes den Verzweifelnden die Worte zurufen: Lebt Gott und seid froh, hier ist Nahrung und Leben!«

»Willst Du nun weinen, Virtor?«

»Ich kann an so viel Leid nicht denken, ohne in mir eine tiefe

Rührung zu fühlen.«

»Aber wenn Du nun wirklich reich wärest, was könnte das helfen? Aus allen Städten des Landes sendet man große Summen nach Flandern; die Kaufleute an der Börse von Antwerpen haben an einem einzigen Tage mehr als achtzigtausend Franken gezeichnet, die Regierung kommt den ärmsten Gemeinden zu Hilfe . . . und dies Alles verhindert nicht, daß dort noch hunderttausend Menschen Hunger leiden; — was wirst Du denn wohl mit einem einzigen Wagen voll Nahrungsmittel ausrichten?«

»Es ist wahr,« seufzte Virtor enttäuscht, »der Mensch ist, ohnmächtig gegen die schreckliche Plage.«

Aber einen Augenblick darnach fügte er mit Kraft und Ueberzeugung hinzu:

»Und doch, um Tausende von Menschen zu retten, muß man mit einigen beginnen. O« könnte ich nur zehn von der Hungersnoth befreien, ich würde glücklich darüber sein mein Leben lang!«

»Aber wir können es nicht und haben darum Unrecht, deshalb zu trauern. Laß uns von etwas Anderem sprechen . . . Ist es wahr, daß Dein Vater seine Stelle auf der Fabrik zu St. Gilles verlassen will?«

»Ja, Franz, es ist wahr, mit dem Ende des Monats wird er Werkführer bei dem reichen Kaufmann Greps in der flämischen Straße. Er ist sehr zufrieden mit dieser Aenderung, denn er bezieht gegen fünfhundert Franken mehr wie früher; auch braucht er nicht mehr so weit zur Arbeit zu gehen, denn von Moolenbeek [Moolenbeek ist eine Vorstadt Brüssels.] bis zur flämischen Straße ist nicht so weit. Du solltest mal sehen, wie froh meine Mutter darüber ist! Und mit Grund, denn die Geschäfte in unserm Laden gehen in dieser theuren Zeit nicht besonders, und sie meint, daß es meinem Vater nicht unmöglich sein werde, mich im nächsten Jahre als Kaufmannslehrling auf dem Comptoir des Herrn Greps unterzubringen,«

»Du weißt wohl, Victor,« sagte der andere, »daß mein Vater vorhatte, aus mir einen Commis-Voyageur zu machen. Dieser Plan ist nun auch verändert, denn mein Onkel, der Thierarzt, will

haben, daß ich die Universität besuche, um Doctor zu werden. Er will die Kosten mit bezahlen helfen. Ich habe aber nicht viel Lust dazu: Tag und Nacht Kranke besuchen und Menschen sterben sehen und nichts hören als Weinen und Jammern!«

»Wäre ich an Deiner Stelle, Franz, ich würde das gerne und mit Freuden thun. Kranke heilen, Leidende trösten, was gibt es Schöneres und Herrlicheres auf der Welt?«

So schritten sie voran und sprachen über dieses und jenes, ohne jedoch die fröhliche Gemüthsstimmung von früher wieder zu finden.

Die Sonne war inzwischen untergegangen, und ein grauer Nebel kündigte das Einbrechen der Dämmerung an.

Sie konnten noch eine Viertelstunde von der Vorstadt Moolenbeek entfernt sein, als Viktor voll Bestürzung sagte:

»Franz, Franz, sieh einmal da vor uns im Graben am Wege!«

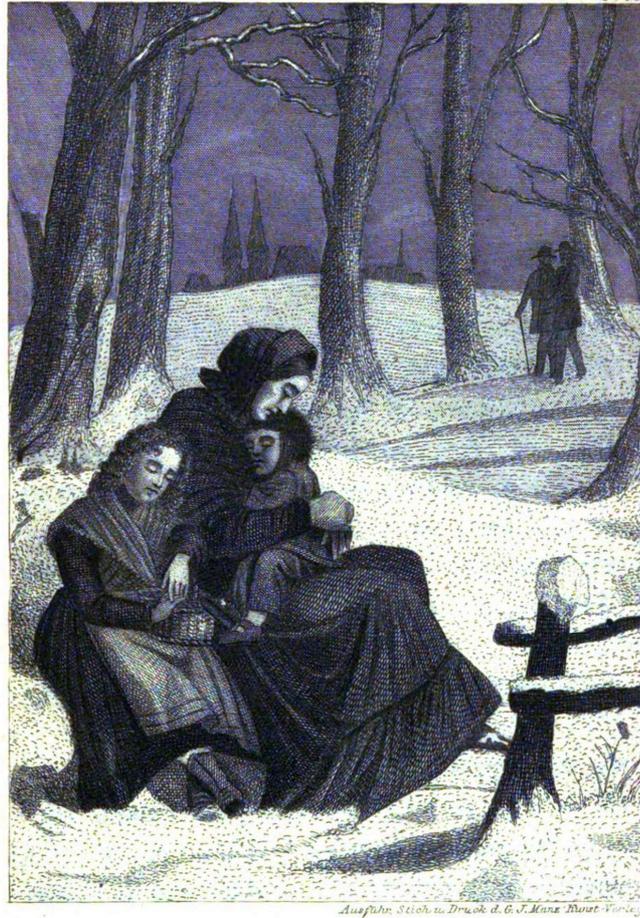
»Was meinst Du?«

»Die Frau mit ihren Kindern.«

»Nun, es ist eine Bäuerin, die dort ausruht.«

»Ruht man so auf dem eiskalten gefrorenen Erdboden? Nein, es sind arme Leute und sie beben vor Kälte. Sieh, wie sie da zusammengekauert sitzen! Mich dünkt, ich sehe, wie sie zittern und sich vor Frost schütteln!«

Die beiden Burschen schritten voran und näherten sich nach und nach der Frau, die sich am Wege niedergesetzt hatte. Es mußte eine Mutter sein, denn sie hielt einen Knaben von drei oder vier Jahren auf ihrem Schooß und drückte ihn an ihre Brust, während ein Mädchens von elf oder zwölf Jahren mit dem blonden Lockenkopfe an ihre Schulter sich lehnend, zu schlafen schien.



Die Kleidung dieser Leute, obschon sehr ärmlich und unzureichend gegen die scharfe Kälte, ließ doch den Gedanken nicht aufkommen, daß sie gewöhnliche Bettler seien. Daher zauderte Victor auch, das Wort an sie zu richten, und er wäre vielleicht, ohne sie anzureden, vorübergegangen, denn die Frau hielt den Blick trostlos zur Erde geschlagen, und die Kinder regten sich nicht; aber als er sah, daß aus den Augen der Frau stille Thränen rannen, blieb er stehen und fragte mit einer vor Mitleid gerührten Stimme:

»Frau, warum weint Ihr?«

Ein trauriges Schütteln des Kopfes und ein tiefer Seufzer war die einzige Antwort, die er bekam. Wenn die Frau auch der Hilfe bedurfte, so mochte sie doch denken, daß sie diese nicht erwarten konnte von zwei jungen Burschen, die kaum selbst den Kinderschuhen entwachsen waren. Wie es schien, war sie ganz muthlos.

»Sagt es mir doch,« bat Victor beinahe flehend.

»Ich sehe wohl, daß Ihr unglücklich seid.«

»Ja, ja, unglücklich, elend, verlassen von Gott und den Menschen!« seufzte die Frau.

»Aber, liebe Frau, Ihr könnt doch heute Nacht nicht mit Euren armen Kindern hier auf dem gefrorenen Erdboden sitzen bleiben.«

Auf diese Frage kam wieder keine andere Antwort, als ein peinlicher Seufzer und neue Thränen.

Ohne Zweifel hatte die sanfte, freundliche Stimme von Victor Anklang in dem Herzen des kleinen Mädchens gefunden, denn es schien aus seinem Schlummer auszumachen und betrachtete den Unbekannten mit einem Blick voll freudiger Erwartung. Das Kind war schrecklich abgemagert, seine eingefallenen Wangen waren bleich und blutlos; seine blauen Augen schienen zu verschwinden unter den hervorquellenden Thränen, die ihren Glanz verdunkelten, aber trotz der Magerkeit und der geisterhaften Blässe war das Mädchen überaus schön, und der dankbare Blick seiner umflorten Augen, das stille erwartungsvolle Lächeln um die fein geschnittenen Lippen waren so reizend und so rührend, daß Victor tief in seiner Seele davon getroffen wurde.

Er wiederholte darum seine Frage mit noch mehr Mitleiden und in dringenderem Tone:

»Aber, Frau, Ihr könnt doch nicht die ganze Nacht hier sitzen bleiben? Ihr würdet ja erfrieren.«

»Schenkt Gott uns nach dieser Ruhe etwas Kraft, dann werde ich irgendwo bei einem Bauern anklopfen und ihn bitten, er möge uns doch in seiner Scheune schlafen lassen, aber auch diese Wohlthat wurde uns bereits so oft verweigert.«

»Komm Ihr aus Flandern, Frau?«

»Ja, junger Herr! Ich hoffte in Brüssel Hilfe zu finden, aber die Stadtwache hat mich aus dem Thore getrieben und mich bis hinter Moolenbeek gebracht. Nach einer langen, traurigen Reise, ohne andere Nahrung als ein Stückchen trockenes Brod, sitzen wir hier ermattet und ohne alle Hoffnung . . . «

Victor fuhr mit der Hand in die Tasche, um sein Geld zu befühlen oder zu zählen, und sagte, indem er der Frau die Hand reichte:

»Kommt, Mütterchen, Ihr müßt aufstehen; ich bin zwar nur ein Junge und habe nicht viel Geld, aber ich will Euch doch helfen.«

»Ach, junger Herr,« seufzte die Frau, »ich weiß nicht, was Ihr für uns thun wollt, aber seid tausendmal bedankt für Eure Barmherzigkeit.«

Franz neigte sich über die Schulter seines Freundes und sagte ihm etwas in's Ohr.

»Wie?« widersprach ihm Victor, »wir sollten eine arme Frau mit ihren zitternden Kindern vor Hunger sterben und vor Kälte umkommen lassen? Und wir haben ja Geld, wenn es auch nur wenig ist . . . Nein, nein, Frau, Ihr sollt hier nicht bleiben, Ihr sollt diesen Abend ordentlich zu essen haben!«

Franz, der bis jetzt noch gar keinen Antheil an dieser guten That genommen hatte und vielleicht Reue über seine Kältherzigkeit fühlte, griff nun auch zu und half die Frau aufrichten; sein Freund hätte Recht, sagte er leise, denn man dürfe seinen Nebenmenschen nicht grausam leiden lassen, wenn man ihm vielleicht schon mit einem einzigen Franken aus der Noth helfen könne.

Sie waren nun auf die Straße getreten und schlugen den Weg nach Brüssel ein. Dieses schien die arme Frau zu erschrecken. »Nach Brüssel?« murmelte sie, »man wird mich von dort wieder fortjagen!«

»Ja, nach Brüssel,« antwortete Viktor, »oder doch nach der Vorstadt Moolenbeek. Fürchtet nichts; ich weiß dort ein Wirthshaus, wo man sehr wohlfeil die Leute beherbergt. Ihr sollt dort essen und schlafen, so viel Geld habe ich noch. Beruhigt Euch nur, Mutter, es ist nur zehn Minuten von hier.«

»Wenn es nur für eine Nacht ist, dann will ich die Hälfte bezahlen,« rief Franz.

»Thut mit uns, wie es Euer gutes Herz Euch eingibt,« sagte die Frau. »Wir können Euch nur segnen für die Wohlthat, die Ihr uns erweist, aber glaubt mir, es ist ein Gott im Himmel, der Euch die Schuld der armen Mutter bezahlen wird.«

Sie begaben sich aus den Weg.

Viktor hatte das kleine Mädchen bei der Hand gefaßt. Nachdem er dem Kinde einige tröstende Worte zugesprochen hatte, fragte er dasselbe nach seinem Namen.

»Ich heiße Mietje [Mietje, = Mietchen, Miechen; Abkürzungen und Verkleinerung von Maria, Mia, Mie, und daher unser »Mariechen.«] Kornblume, Herr,« antwortete das Mädchen mit seiner lieblichen Silberstimme.

»Mietje Kornblume? Das ist ein passender Name, denn Du bist auch ein schönes Kind mit Deinen himmelblauen Augen und Deinen blonden krausen Haaren,« sagte Victor schmeichelnd, wahrscheinlich um dem Kinde Muth und Vertrauen einzuflößen.

»Bekommen wir etwas zu essen, Herr?« fragte das Kind. »Und können wir auch schlafen? In einem Bette?«

»Ja, Ihr sollt in einem ordentlichen Bette schlafen und so viel essen, als Ihr wollt.«

»Suppe?«

»Ja, Suppe.

»Auch Fleisch, Herr?«

»Auch Fleisch.«

»Warm?«

»Gewiß, warm.« .

»Und meine Mutter und mein Brüderchen bekommen auch Fleisch?«

»Natürlich, Mietje, Ihr sollt alle zusammen essen.«

»Ach, lieber, guter Herr, das ist schön! Wäre nur der Vater doch auch bei uns!«

»Wo ist Dein Vater denn?« fragte Viktor.

Die Stimme des Kindes veränderte ganz ihren Ton; es gab traurig zur Antwort: »Vater ist todt.«

»Seit wie lange?«

Mietje Kornblume zählte an ihren mageren Fingerchen, und murmelte:

»Einen, zwei, drei, vier . . . fünf Tage, Herr.«

»Erst fünf Tage todt! . . . »War auch der Vater dieser armen Familie ein Schlachtopfer der Hungersnoth geworden?«

Der gefühlvolle Jüngling mochte diese Frage nicht an das Kind richten. Um eine Ableitung zu finden, wandte er sich um nach der Mutter und bemerkte, daß sie mit Franz einige Schritte hinter ihm war und nur mit großer Mühe und wankend folgen konnte.

Er schritt auf die Frau zu und sagte:

»Frau, das Kind wird Euch zu schwer. Kann es nicht ein wenig laufen?«

»Das arme Lamm schläft, Herr,« antwortete sie. »Es ist krank vor Müdigkeit, denn wir sind auf den Beinen seit dem Anbruche des bitteren, langen Tages.«

»Kommen Sie, geben Sie mir das Kind; ich bin stark, ich will es gern tragen,« rief Victor, und nahm ihr trotz ihres Widerstandes die theuere Last aus den Armen. Der Knabe öffnete nicht einmal die Augen; er glaubte wahrscheinlich, er würde noch immer von seiner Mutter getragen und legte deshalb seine Aermchen um Victors Hals und hielt ihn eng umschlossen.

Welch ein sonderliches Gefühl von Stolz und Glück klopfte in dem Herzen des Jünglings!

Er trug in seinem Innern die Ueberzeugung, daß er ein gutes Werk verrichtete, und er war darüber so glücklich und schätzte sich reicher als ein König.

Auch kümmerte er sich wenig um die Vorübergehenden, deren neugierige und scherzende Blicke manchen Anderen verwirrt und beschämt hätten. Es war ohnehin bereits Abend und man konnte schon von ferne sehen, daß die Gaslaternen in den Straßen von Moolenbeek angezündet waren.

Das Mädchen schritt wieder neben Victor an, ergriff seine Hand mit einer Art bittender Zärtlichkeit und fragte noch einmal:

»Ach lieber, guter Herr; wir werden also warmes Fleisch bekommen, nicht wahr? Aber auch sicher, he? Ich hab' so großen Hunger!«

»Ja, ja, Mietje, sei nur ruhig, ganz sicher, und dann sofort!«

Die Frage des Mädchens ließ plötzlich einen neuen Gedanken in ihm aufkommen. Wenn er die armen Leute in ein Wirthshaus brachte, mußten sie vielleicht noch lange auf das Abendessen warten; denn es war Sonntag und in allen Wirthshäusern wimmelte es wahrscheinlich von Leuten.

Sich zu seinem Freunde wendend, sagte er ihm mit leiser Stimme in französischer Sprache:

»Wenn man Unglücklichen helfen will, muß man dieses vollständig und mit ganzem Herzen thun. Wir haben dort in Dilbeek ein gutes Stück Schinkenfleisch gegessen; ich habe keinen Hunger mehr. Mein Abendessen steht auf unserm Ofen und wartet auf mich. Ich habe daher im Sinne, diese armen Leute nach unserm Hause zu führen und ihnen mein Abendessen vorzusetzen. So werden sie nicht nur warme Speisen bekommen, sondern brauchen auch keinen Augenblick darauf zu warten.«

»Das thu' lieber nicht,« brummte Franz, »was würde Deine Mutter wohl sagen, wenn Du ihr ganz unerwartet mit einer ganzen Schaar unbekannter Menschen in's Haus fielest? Du weißt ja, Gäste, die Einem so unerwartet in die Töpfe schneien, sehen die Mütter nicht gern.«

Victor wollte auf seine kalte Bemerkung etwas erwidern, aber die Frau kam ihm zuvor und sagte mit Nachdruck:

»Junger Herr, Sie haben ein edles Gemüth, und ich segne Sie vom Grunde meines Herzens; aber Ihr Freund hat Recht. Sie sollen um unsertwegen nicht zu Hause getadelt werden. Führen Sie uns lieber in irgend ein Wirthshaus.«

»So, Frau, Ihr habt also verstanden; was wir eben sagten brummte Franz.

»Ja Herr, in meinen Kinderjahren habe ich in Ryssel [Ryssel, französisch Lille, bedeutende Festung und Hauptstadt des französischen Flanderns.] gewohnt; ich verstehe daher

französisch.«

»Kommt nur, kommt nur,« rief Victor. »Ihr kennt meine Mutter nicht! Geht Ihr in ein Wirthshaus, so wird jeder Anwesende Euch neugierig angaffen; auch wird man Euch dort vielleicht mit großer Gleichgültigkeit empfangen. In unserm Hause glüht der Ofen; dort wartet Euer Freundschaft und Herzlichkeit, seid davon versichert.«

Des kleine Mädchen streichelte wieder seine Hand, als wollte es ihn ermuthigen. Der Gedanke, hinter einem warmen Ofen zu sitzen, schien dem Kinde ohne Zweifel zu behagen.

»Ja, Mietje,« sagte er, »Du sollst mal sehen, was meine Mutter für eine kräftige, leckere Suppe kochen kann, und dabei zartes Rindfleisch und Kartoffeln, mit Petersilie geschmort und in Butter schwimmend, ganz nach Brüssel'scher Manier, so daß Du Dir alle zehn Finger darnach lecken sollst.«

Mietje Kornblume fing vor Freude an zu hüpfen, als hätte sie Lust zu tanzen. Dabei spürte Victor, daß das arme Kind durch Hunger und Noth so leicht geworden war wie eine Feder, und daß er es wohl an der Hand hätte in die Höhe heben können.

Zu der Mutter, die noch einigen Widerstand bot, sagte er: »Nein, Frau, seid nur ohne Sorge! Ihr müßt mich ruhig gewähren lassen. Mein Vorhaben macht mich so glücklich; hindert mich nicht, es auszuführen.«

»Es sei so!« seufzte die Frau. »Verhüte der liebe Gott, daß Sie um unsertwegen Unannehmlichkeiten haben.«

Einen Büchschuß weiter zeigte Victor auf einen kleinen Laden und sagte: »Seht Ihr da das erleuchtete Fenster, wo die Bänder und Kindermützen hängen? Das ist meine elterliche Wohnung.«

Obschon der Laden sehr klein zu sein schien, war doch das Haus ziemlich hoch, aber so wie es in volkreichen Städten Gewohnheit ist, hatten auch die Eltern von Victor den größten Theil der Räume wieder an kleine Miether vermietet. Sonst hätten sie wahrscheinlich die schwere Hausmiethe nicht bezahlen können.

»Bis heute Abend, Victor,« murmelte Franz, seinem Freunde die Hand zum Abschiede reichend. »Um neun Uhr im

Turnvereine! Man will einen neuen Vorstand wählen. Bleib' aber nicht aus!«

Er grüßte ebenfalls die Frau und entfernte sich, vielleicht im Herzen froh, eine so sonderliche Gesellschaft verlassen zu können.

»Ich meinte anfangs, der andere junge Herr wäre Ihr Bruder gewesen,« bemerkte die Frau.

»Nein, es ist mein Freund . . . Aber nun müßt Ihr so gut sein, und das Kind selbst wieder auf den Arm nehmen; ich will vorausgehen; seid nur nicht ängstlich und folgt mir!«

Die armen Leute schritten durch einen kleinen Laden voll Band und Ellenwaaren und folgten scheu und zitternd ihrem jungen Führer in eine Hinterstube, wo ein Mädchen, ebenfalls nur zwölf oder dreizehn Jahre alt, bei dem warmen Ofen saß.

»Das ist mein Schwesterchen,« sagte Victor. Und sich zu dem Kinde wendend, fragte er: »Clara, wo ist die Mutter?«

»Die Mutter ist oben, Victor,« war ihre Antwort.

»Desto besser; ruf' sie nicht, sondern bleibe ruhig hier! Setzt Euch Frau; komm zum Ofen Mietje! Hier ist ein Stuhl, . . . aber nicht so nahe, Du könntest Dich leicht verbrennen! Halte von ferne Deine Händchen gegen den Ofen.«

Als nun die Frau und das Mädchen beim warmen Ofen saßen, ging er aus der Stube, nachdem er leise gesagt hatte:

»Ich werde nun meine Mutter rufen, und ihr erzählen, wie unglücklich Ihr seid. Sie wird Euch freundlich aufnehmen, seid davon versichert.«

Die kleine Clara und Mietje Kornblume sahen einander von ferne mit großen Augen aufmerksam, aber sprachlos an.

Der kleine Knabe, welcher auf dem Schooße seiner Mutter saß, war erwacht und schien besonders angezogen zu werden durch den würzigen Geruch der zwei oder drei Töpfe, die auf dem Ofen standen und dampften. Die Frau fühlte selbst ihr Inneres von nagendem Heißhunger durchwühlt; mit blutendem Herzen hielt sie ihr hungriges Kind fest, das schon seine Hündchen nach den kochenden Töpfchen ausstreckte.

In demselben Augenblicke kam Victor mit seiner Mutter nach unten.

Die arme Frau stand auf und ließ nach einer kurzen Begrüßung ihren Kopf sinken, als wenn sie etwas verbrochen hätte.

Mutter Lehmanns war wohl eine gutherzige Frau, aber sie hatte es doch unbesonnen und unvorsichtig gefunden, daß ihr Sohn so plötzlich wildfremde, unbekannte Menschen — rohes Bettelvolk vielleicht — in das Haus mitbrachte. Sie betrachtete darum die fremde Frau sehr mißtrauisch, ohne ein Wort zu sprechen.

Victor stieß sie an den Arm und flüsterte schmeichelnd:

»Komm', liebe Mutter, sei edelmüthig, mach' die armen Leute nicht beschämt.«

»Ihr seid wohl aus Flandern, Frau?« fragte Mutter Lehmanns beinahe in dem Tone kalter Gleichgültigkeit.

»Ja, liebe Frau,« war ihre Antwort, »aus Deerlik bei Haarlebeke.«

»Ist es wahr, daß Ihr seit vielen Tagen Hunger gelitten habt.«

»Wir haben seit langen Wochen nichts genossen als hier und da ein Stückchen trockenes Brod. Von diesem Morgen an sind wir auf den Beinen; wir sinken um vor Müdigkeit.«

»Aber Ihr seid verheirathet. Wo ist Euer Mann?«

Die arme Frau brach in Thränen aus und antwortete mit unterdrücktem Schluchzen:

»Gott hat meinen unglücklichen Mann zu sich in den Himmel genommen. Er ist todt, Frau, todt vor Verzweiflung und Elend. Ach, ach, nun stehe ich ganz allein da und bin von der ganzen Welt verlassen.«

Die Thränen der armen Frau rührten Mutter Lehmanns tief. Sie näherte sich ihr, faßte ihre Hand und sagte in einem ganz anderen Tone:

»Kommt, liebe Frau, vergießt solch' bittere Thränen nicht! Wir müssen Alle sterben. Hofft noch auf bessere Tage . . . Ich werde den Tisch decken und Euch und Euern armen Kindern etwas gute Sonntagskost vorsetzen. Es ist das Abendessen meines Sohnes; er hat bereits gegessen.«

»Ihr Sohn hat ein gutes Herz,« schluchzte die Frau. »Gott möge es ihm lohnen.«

Victor hatte bereits das Tischtuch über den Tisch gelegt und lief wie eine fleißige Dienstmagd hin und her und holte Teller, Löffel,

Messer und Gabeln. Er nahm die dampfende Suppe vom Ofen und rief fröhlich aus:

»Nun, Mutter, laß das Fragen sein bis sogleich, wenn ihr ärgster Hunger gestillt ist. Nun an den Tisch! an den Tisch!«

Mutter Lehmanns begann, nachdem ihr Mißtrauen verschwunden war, Freude an dem guten Werke zu finden. Sie nahm das Knäbchen auf ihren Schooß und gab ihm Speise, weil sie der milden Mutter gern die Freiheit der Bewegungen verschaffen wollte.

Victor schob Mietje Kornblume mit ihrem Stuhle an den Tisch und blies auf ihre Suppe, um sie ein wenig abzukühlen. Und als er das Fleisch aufgetragen hatte, schnitt er es auf ihrem Teller in kleine Stückchen, während er an sie allerlei ermuthigende Worte richtete, bis das Mädchen lachte und ihm frei und zutraulich in die Augen schaute, als wären sie ein paar alte Freunde gewesen.

Als die Mahlzeit zu Ende war, begann Mutter Lehmanns wieder mit der Frau zu plaudern und sie auszufragen, wie es gekommen sei, daß sie auf dem Wege nach Ninove ausgehungert und verlassen mit ihren Kindern im Graben gesessen hätte.

»Ach Frau,“ bekam sie zur Antwort, »es sind in Flandern Tausende von armen Leuten, die noch unglücklicher daran sind als wir. Dort sterben viele Leute vor Mangel und Ermattung, die früher nicht arm gewesen sind. Wir wohnten in Deerlik und lebten zufrieden von unserm Verdienste. Mein Mann war Weber und dabei spielte er die Violine auf Festen und Jahrmärkten. Hatten wir nicht viel, wir kamen doch ehrlich an unser Brod. Darauf sind die Kartoffeln gänzlich mißrathen und die Weberei lag überall still; nirgends war mehr Arbeit zu finden. In einigen Monaten war Alles verzehrt; tausend hungrige Menschen liefen umher, ohne daß die Gemeinden oder die Bürger etwas zu ihrer Hilfe thun konnten. Es waren der Unglücklichen zu viele. Zu Deerlik und in der Umgegend herrschte aber das größte Elends die ärmsten Leute mußten anderswo Hilfe suchen, wollten sie nicht vor Hunger sterben. So verzog auch ich mit meinen Kindern und mit meinem Manne. Er hoffte in den umliegenden Städten und Dörfern ein Almosen zu bekommen, wenn er auf seiner Violine vor den Häusern spielte, aber die Städte und Dörfer konnten ihren eigenen Armen nicht helfen und versagten alle fremden Bettler

oder verweigerten ihnen vollständig auch den mindesten Beistand. Hier und da bei einem mitleidigen Bauern bekamen wir ein Stückchen Brod. So haben wir sechs Wochen lang herumgeirrt und Hunger gelitten; wir schliefen in einer Scheune oder in einem Stalle und erwachten, hungrig und eiskalt an allen Gliedern. Mein armer Mann ist krank geworden vor Elend, vor Verzweiflung . . . Gott bat ihn zu sich gerufen. Er liegt aus dem Kirchhofe zu Papignies im Walenlande begraben. Es ist jetzt sechs Tage her; ich habe die Thränen zurückdrängen und meinem betrübten Herzen Gewalt anthun müssen, um anderswo Hilfe für mich und meine Kinder zu suchen. So hatte ich mich vornach Brüssel genähert in der Hoffnung, daß in der reichen, großen Stadt noch wohl Hilfe zu finden sei für eine arme sterbende Mutter, aber man hat mich auch dort weggejagt und mit der Polizei zurückgebracht bis auf den Weg nach Ninove. Ich hatte mich vor Ermattung am Wege niedergesetzt, in der Hoffnung, daß die Ruhe mir Kräfte genug schenken würde, um irgendwo einen Schuppen oder einen Kornhaufen als Zufluchtsort für die Nacht zu suchen. Da sandte der liebe Gott mir einen Engel zu, um mich und meine Kinder zu retten, zu retten vom gräßlichen Hungertode. Dieser Engel, liebe Frau, ist Ihr Sohn, und glauben Sie mir, noch auf meinem Sterbebette will ich seinen Namen segnen, und mit meinem letzten Seufzer für ihn zum Himmel flehen.«

Die Frau hatte während dieser Erzählung manche stille Thräne aus ihren Augen gewischt; auch Victor und seine Mutter waren bis zu Thränen gerührt.

Eine lange Weile saßen sie schweigend da, aber endlich fing der Jüngling an, laut zu sprechen, um durch aufmunternde Ausrufe gegen seine eigene Traurigkeit anzukämpfen.

Als Mutter Lehmanns das Verlangen ausdrückte zu erfahren wohin die arme Frau morgen gehen wollte und ob sie Hoffnung hätte auf einigen Beistand von Verwandten oder Bekannten, bekam sie zur Antwort, daß sie in Lille (Ryssel) einen Bruder hätte, welcher an einem großen Theater daselbst erster Violinist sei; dieser würde seine Schwester sicherlich nicht in der Noth verlassen.

Aber von Brüssel bis Lille sind gegen fünfzehn Meilen, und

diese Entfernung bei Wintertag und zu Fuß mit zwei kleinen Kindern zurückzulegen, war für die erschöpfte Frau völlig unmöglich.

»Mutter, weißt Du nicht, wie viel auf der Eisenbahn die Reise mit der dritten Klasse nach Lille kostet?« fragte Victor.

»Nein, mein Sohn« es muß aber doch schon viel sein.«

»Daran ist nicht zu denken,« bemerkte die arme Frau mit einem Seufzer; »für uns drei ganz gewiß gegen zwölf Franken.«

»Zwölf Franken!« murmelte Victor und schüttelte den Kopf. »Es ist einerlei, Ihr sollt morgen nach Lille mit der Eisenbahn fahren!«

»Was willst Du thun?« fragte seine Mutter verwundert. »Woher willst Du zwölf Franken nehmen?«

»Aus meiner Sparbüchse.«

»Nun, da bin ich denn doch sehr neugierig; findest Du da auch nur die Hälfte von zwölf Franken, so wird mich das sehr Wunder nehmen.«

»Laß' mich nur gewähren, Mutter; das sei meine Sache. Ich gehe um neun Uhr in den Turnverein. Dort erzähle ich es meinen Freunden, die auch ein gutes Herz haben und besser bei Kasse sind, als ich. Verlaß Dich darauf, ich komme von dort nicht zurück ohne etwas Reisegeld. Sieh, Mutter, ich bin so glücklich, daß ich beinahe mit der kleinen, lieben Mietje zu tanzen anfangen könnte.«

Aber Mietje hörte ihn nicht mehr; das Kind, durch die kräftige Speise, durch die wohlthuende Wärme und die große Erschöpfung schläfrig geworden, war still eingeschlummert mit der Puppe auf dem Schooße, welche die kleine Clara ihr gegeben hatte.

Der Knabe schlief ebenfalls.

»Frau,« sagte die Mutter der Kinder, »würde Ihr Herr Sohn nicht die Güte haben, uns jetzt nach einem Wirthshause zu führen? Wir sind so schrecklich müde und sehnen uns nach ein wenig Ruhe.«

»Gewiß, gewiß,« sagte Victor, »kommt nur mit mir. Ei, Mietje Kornblume, werde mal wach. Du sollst jetzt in einem guten, warmen Bette schlafen.«

Das Kind sprang lächelnd von seinem Stuhle und faßte Victors Hand, bereit, ihm zu folgen.

Sie waren Alle beinahe bis an die Thüre gelangt, als die Mutter Lehmanns sie plötzlich zurückhielt und nachdenkend sagte:

»Wartet einmal! Nach dem Wirthshause geben, um dort zu schlafen! Wer weiß, ob die Betten dort gut sind! Vielleicht ist es dort kalt, denn in den Schlafstuben ist wahrscheinlich heute noch kein Feuer gewesen. Wenn mein Mann doch zu Hause wäre! Nun geht es aber leider nicht.«

»Mutter, Mutter, bleib' bei dem guten Gedanken!« rief Victor mit freudestrahlenden Augen. »Ich weiß, wo der Vater ist; ich will zu ihm gehen und es ihm sagen. Oder meinst Du, Mutter, er würde Dich tadeln, weil Du so gut und barmherzig gegen arme, unglückliche Menschen bist?«

»Nein, nein, das weiß ich wohl,« antwortete sie lächelnd, »Vater und Sohn gleichen darin einander. Wohlan, hört, was ich vorhabe. Dort hinten in unserer Küche hat den ganzen Tag das Feuer gebrannt, dort ist es schön warm. Ich will Euch dort von einem Strohsacke und einigen Matratzen ein gutes Bett machen. Darin sollt Ihr schlafen, ganz weich und ruhig. Wartet hier noch einige Augenblicke.«

Sie eilte rasch aus der Stube und hörte deshalb die Segenswünsche der gerührten Mutter nicht mehr.

Diese fing an, Victor mit Dankesbezeugungen zu überladen, und wiederholte ihm öfters, daß sie seine übergroße Gutthätigkeit nie vergessen werde. Er möge versichert sein, daß Gott ihn dafür belohnen werde, und ohne Zweifel wäre der Vater der armen Kinder, die er vielleicht vom Tode errettet hätte, droben im Himmel schon damit beschäftigt, für deren Wohlthäter am Throne Gottes zu beten.

Aber der Jüngling wehrte alle ihre Lobeserhebungen ab und sagte, das Glück, sie Alle neugestärkt und froh zu sehen, wäre für ihn Lohn genug.

Eine Weile darauf öffnete Mutter Lehmanns die Küche und sagte:

»Komm nun herein, das Bett ist fertig.«

Während die Frau mit ihrem schlafenden Knäbchen auf dem Arme in die Küche schritt, lief die kleine Mietje aus Victor zu, faßte seine Hände und ihm dankend in die Augen schauend, stammelte sie:

»Schlaf' wohl, Herr Victor; ich werde auch noch ein gutes Gebetchen für Dich hersagen, ehe ich meine Augen schließe.«

»Schlaf' wohl, Mietje Kornblume,« antwortete der Jüngling, beinahe zu Thränen gerührt.

Als Alle in dem warmen Bette lagen und Frau Lehmanns zurück in die Stube kam, sprang Victor ihr um den Hals und rief aus:

»Mutter, Mutter, Du bist doch eine gute Frau, ich muß Dir dafür einen tüchtigen Kuß geben.«

»Nun, nun, höre auf, Du erwürgst mich ja beinahe!«

»Dank« Dank für Deine Mildherzigkeit, Mutter! Ich wußte ja, daß Du mich nicht tadeln würdest. Und nun laufe ich zum Vater

und dann gehe ich in den Turnverein. Sieh' Mutter, Du kannst es glauben oder nicht, aber ich komme mir vor, als wäre ich eine Million reich.«

»Ach, Du bist ein Narr, aber ein braver, guter Narr. Lauf' nun aber geschwind, damit Du den Vater noch im »goldenen Löwen« findest.«

Am frühen Morgen des andern Tages, nachdem die Familie sich noch mit einem warmen Kaffee und mit fetten Butterbröden erquickt hatte, brachten Victor und seine Mutter ihre Schützlinge nach dem Bahnhofe, und unter Dankesbezeugungen von der einen Seite und Glückwünschen von der andern setzte sich der Zug in Bewegung.

Von ferne klang noch die Silberstimme von Mietje Kornblume durch das Getöse:

»Dank, Dank, Herr Victor!«

Und der Jüngling antwortete gerührt:

»Lebe wohl, lebe wohl, Gott beschirme Dich, Mietje Kornblume.«

2.

Glück und Unglück liegen nahe zusammen.

Victor Lehmanns dachte noch lange an die unglückliche arme Frau aus Flandern und an die kleine Mietje. Diese Erinnerung trat jedoch in ihm mit der Zeit zurück, und drei oder vier Jahre später hatte er beinahe ganz vergessen, daß er damals so viel Glück dadurch gekostet hatte, weil er armen Unbekannten Gutes erwiesen.

Auch legte das Leben auf die Schultern des Jünglings schon früh das Gewicht der männlichen Pflichten und Sorgen. Kaum hatte er das Alter von zwanzig Jahren erreicht, als sein Vater ihm durch eine tödtliche Krankheit entrissen wurde.

Weil der Laden seiner Mutter ihnen nicht viel Gewinn einbrachte, so mußte Victor durch seine Arbeit die Kosten für Miethe und Haushaltung tragen helfen und so viel als möglich die Erziehung seiner Schwester sicher stellen.

Daß der Jüngling, welcher so edelmüthig gewesen war gegen Fremde, mit peinlicher Sorgfalt sich bemühte, diese heiligen Pflichten zu erfüllen, daran können wir nicht zweifeln.

Nicht allein seine Arbeiten auf dem Comptoir des Herrn Greps erfüllte er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, sondern er verrichtete auch sonst noch allerlei Schreibarbeiten, um außer der Zeit noch etwas Geld zu verdienen.

Während der zwei ersten Jahre nach dem Tode des Vaters war der Zustand der Familie Lehmanns ein recht trauriger, und gar oft hatten Mutter und Sohn Hand in Hand des Abends da gesessen, um einander zur Hoffnung und zum Vertrauen auf eine minder bittere Zukunft aufzumuntern, obschon die stummen Thränen in ihren Augen bezeugtem daß sie zurückschreckten vor dem Elende das ihnen drohte.

Aber mit Gottes Hilfe arbeiteten sie sich glücklich hindurch, denn mit der Zeit stieg das Gehalt welches Victor als Comptoirist bei dem Herrn Greps bekam, fast um das Doppelte, und seine

Schwester Clara war eine thätige und geschickte Näherin geworden.

Da kam ein gewisser Wohlstand in ihre Haushaltung. Konnten sie auch nicht viel bei Seite legen« sie hatten doch ihr reichliches Auskommen.

Und war dabei die Ueberzeugung der treuerfüllten Pflicht, war dabei ihre gegenseitige Zuneigung kein unerschöpflicher Quell von Glück und Lebenslust?

Aber noch eine andere Sonne hatte den Weg zu der kleinen, zufriedenen Familie gefunden, und umstrahlte sie mit einem neuen und glänzenden Lichte. Die erste Liebe, die keusche Blume der Seele, war in dem Herzen Victors entkeimt.

Als er noch ein kleiner Knabe war und die Bürgerschule besuchte, hatte er oft mit den Kindern eines Gemüsehändlers in deren Garten gespielt, wo an den Seiten der Gemüsebeete, zwischen Kohl und Sellerie, auch Rosen und Tulpen dufteten.

Aus dieser glücklichen Zeit seines Lebens war ihm noch in Erinnerung geblieben, daß der Gemüsehändler ein kleines Mädchen hatte mit rothen Wangen und großen braunen Augen, welches so rasch laufen konnte und allezeit so fröhlich umherhüpfte. Er hatte es aber auch noch viel weniger vergessen, daß sie am liebsten mit ihm spielte, und daß er selber so gerne in dem großen, schönen Garten mit Christine Verdonk umhergesprungen war.

Die Zeit hatte aber die Erinnerung an diese unschuldigen Kinderfreuden sehr in ihm zurückgedrängt, und als er nun gelegentlich bei einem Nachbarkaffee seine alte Spielgenossin wiederfand, hatte er anfangs Mühe, sie wieder zu erkennen, denn Christine Verdonk war unterdessen eine schöne, frische Jungfrau geworden, fröhlich zwar noch, aber eingezogen und sittsam. Kein Wunder, wenn der Funke, welcher seit der Kindheit in seinem Herzen schlummerte, nun zur hellen Flamme aufschlug und seinen Kopf mit Träumen einer glücklichen Zukunft erfüllte.

In kurzer Zeit war das gegenseitige Geständniß der Liebe gewechselt, und weil sie es ihren Eltern nicht lange verborgen hielten, besprachen die beiden Mütter die Sache und erkannten, daß Virtor und Christine für einander bestimmt wären.

Zwar besaßen die Verdonks nichts mehr als ihren täglichen Erwerb und hatten darum viele Mühe, ihre zahlreichen Kinder ehrlich durch die Welt zu bringen, aber Christine war ehrlich, gutherzig und gesund, und mußte nach aller Voraussetzung eine musterhafte Hausfrau werden. Und das ist, besonders in der gegenwärtigen Zeit, nicht gering anzuschlagen.

Viktor Lehmanns verdiente nun bereits zweitausend Franken, und war doch erst siebenundzwanzig Jahre alt. Seine Zukunft verbürgte ihm also die Mittel, seiner Frau und den Kindern, die Gott ihm vielleicht schenken würde, ein glückliches Loos zu bereiten.

Frau Lehmanns war zwar anfangs gegen eine baldige Heirath, weil sie sich noch nicht gern von Victor trennen wollte, aber endlich wurde einstimmig beschlossen, daß Victor und seine junge Frau den oberen Stock ihres Hauses bewohnen sollten. So sollte Frau Lehmanns, weit entfernt, die Gegenwart ihres Sohnes zu entbehren, noch eine Tochter mehr in's Haus bekommen, die sie nicht minder lieb haben würde wie die eigenen Kinder.

Ein unerwarteter Schlag störte die glücklichen Pläne der jungen Leute. Herr Greps, Victor's Prinzipal, verlor ganz unerwartet viel Geld an der Börse und wurde überdies noch durch den Bankerott eines großen Handelshauses in Köln so arg getroffen, daß sein eigenes Geschäft geschlossen werden mußte. Victor bekam jedoch nach vier Monaten durch die Fürsprache des Herrn Greps eine andere, ebenso vortheilhafte Stellung an einem der größten Handlungshäuser Brüssels. Obschon die Familie Lehmanns durch diese lange Unterbrechung von Victor's Einkommen in ihren Geldmitteln etwas zurückgekommen waren, so wurden die jungen Leute doch ungeduldig.

Es war im Februar des Jahres 1857. Nach Ostern und zwar nur kurze Zeit darnach, sollte die Hochzeit sein.

Reiche Leute gehen in solchen Lebenslagen einfach in zwei oder drei Magazine und wählen oder »befehlen« in kurzer Zeit einen prächtigen Hausrath, aber bei den kleinen Bürgern, die über wenig Geld zu verfügen haben, geht das so nicht. Diese müssen es machen wie die Vögel des Himmels, welche singend und jubelnd Hälmchen für Hälmchen und Federchen für Federchen zu ihrer Wohnung und zur Wiege für ihre Kinder zusammen

bringen. Nun einige Stühle auf einem Verkaufe, dann ein Tisch oder einen Schrank am Pfandhause; bald ein Stück Möbel hier, bald dort; die Freunde helfen auch wohl durch einige Geschenke, und so ist endlich die Wohnung für zwei glückliche Leute mit Allem versehen.

Es war an einem Samstage.

Clara Lehmanns saß in der Stube hinter dem Laden und nähte emsig neues Leinenzeug; sie hatte kein Geld, um ihrem Bruder damit ein theures Geschenk zu kaufen, aber sie schenkte ihm ihre Arbeit bis tief in die Nacht, denn sie nähte eifrig, um Fenstergardinen, Hand- und Tischtücher, und was sonst nach an Leinenzeug in eine Haushaltung gehört, für die Verlobten zur rechten Zeit fertig zu stellen.

Träumte sie vielleicht rosenfarbige Träume bei diesem Liebeswerke? Sie lächelte zuweilen so zufrieden, obgleich ihr dann und wann auch ein schwerer Seufzer entschlüpfte . . .

Frau Lehmanns lief unermüdlich hin und her, von der Küche in den Laden und wieder zurück. Sie blieb plötzlich vor ihrer Tochter stehen und sagte ganz in Gedanken:

»Weißt Du, Clara, was mir noch am meisten im Kopfe spukt? Die Hochzeit.«

»Was, Mutter? Die Hochzeit soll ja gleich nach Ostern gehalten werden.«

»Ja, aber Kind, das meine ich nicht, ich meine nicht die Trauung, ich meine das Fest, das Hochzeitsessen. In meinen jungen Jahren war das so schwierig nicht. Eine gute Suppe, Rindfleisch mit Gemüse, Braten mit Kartoffeln, ein weiches Küchlein und einige Leckereien zum Nachtsche . . . damit war die Sache abgethan. Nun sind die Menschen so leicht zufrieden nicht mehr: es ist nun keine Hochzeit noch so gering, es kommen zehn oder zwölf Gerichte auf den Tisch mit allerlei französischen Namen, die ein Christenmensch nicht mal aussprechen kann.«

»Aber, Mutter,« bemerkte das Mädchen, »Du hast ja bis Ostern noch Zeit genug, daran zu denken. Unser Nachbar, der Aufwärter Volders, kann uns in einigen Minuten Alles sagen, was wir wissen müssen.«

»Ja, Kind, ich bin gerade seinetwegen in Sorge. Er bedient nur

reiche Leute, und ist die französische Kost salzig im Munde, sie ist noch viel salziger für unsere Börse. Ein Mensch darf nicht höher springen, als seine Beine reichen, sonst fällt er auf die Nase. Ihr seid jung und sagt lachend: Trag' nur auf, Mutter; einmal gut gelebt, ist besser als alle Tage Elend, aber woher soll ich das Geld nehmen?«

»Ach, Mutter« sagte das Mädchen, »warum so lange darüber grübeln und Dich betrüben? Die Sache wird sich schon machen.«

»Von selbst, Kind? Es kommt nichts von selbst. Ich werde davon wach in meinem Schlafe. Die Hochzeit, das Rathaus, die Kirche, die Kutschen: Geld, Geld, überall viel Geld. Und die Hochzeitskleider obendrein . . . und dazu unser Victor, der vor Glück ganz blind ist und so wild darauf los kauft, als ob er das Geld aus dem Aermel schütteln könnte! Ich weiß sicher, Clara, wir werden noch ein langes Gesicht machen, wenn es an's Bezahlen geht.«

»Schweig nun doch davon still, Mutter,« sagte ihre Tochter, indem sie lachend aufstand, »dort sehe ich Christine im Laden. Ihre Mutter ist bei ihr, sie sind schon wieder ganz beladen mit Töpfen und Pfannen. Christine legt die Hände nicht in den Schooß, — die Glückliche!«

Bald darauf trat denn auch ein junges Mädchen mit blühenden Wangen und gesunden Gliedern herein, gefolgt von einer bejahten Frau, deren Antlitz Einfalt und Herzengüte verrieth. Beide trugen verschiedene Geräthe, die in eine gut eingerichtete Küche gehören, meist blecherne Sachen, aber neu und glänzend wie Silber.

Sie grüßten und legten dann ihre Last aus den Tisch. Christine umhalste jauchzend Victor's Mutter, während Clara sich gleichfalls an den Hals von Christinen's Mutter warf . . . aufrichtige Anzeichen einer glücklichen Zukunft. —

Darauf entspann sich zwischen den vier Personen ein Gespräch über jedes einzelne Geräth . . . Dieses kostete so und so viel, und war recht billig; jenes war viel zu theuer; ein drittes war neu von Form und gut verzinnt; dieses wollte man hierhin, das andere dorthin in die Küche stellen. Am besten aber wäre es, meinte Mutter Lehmanns, daß man — alle diese Sachen so wie mehrere glasierte Töpfe auf eine Anrichte stellte, damit sie den

Hochzeitsgästen, gleich beim Eintritte recht in die Augen blinkten.

Was die schlichten Leute sagten, war nicht viel Besonderes, aber unter jedem ihrer Worte lag eine süße Hoffnung verborgen. Jedes wollte etwas über die wichtige Sache sagen. Sie sprachen schließlich alle zu gleicher Zeit, lachten und jubelten, so daß man vorn im Laden leicht auf den Gedanken kommen konnte, es wären mindestens zwanzig Frauen in dem kleinen Hinterstübchen im eifrigen Gespräche begriffen.

Plötzlich wurde es sehr still; nur das freudige Wort: »Victor! Victor!« entschlüpfte dem Munde der Mädchen.

Victor war ein schöner, junger Mann von schlanker Gestalt und mit klaren, schwarzen Augen, deren stiller, ruhiger Blick sofort vermuthen ließ, daß die frühzeitigen Erfahrungen des Lebens ihm männliche Kraft verliehen hatten, ohne sein angebornes Zartgefühl abzustumpfen; selbst in dem Lächeln, das jetzt um seine Lippen schwebte, lag etwas Ernstes.

Er trat herein und legte ein mit Papier umwickeltes Päckchen auf den Tisch. Darauf umarmte er unter freundlichem Gruße seine beiden Mütter, und drückte mit Zärtlichkeit die Hände derjenigen, die er bis jetzt noch seine beiden Schwestern nennen konnte.

Die Mädchen, neugierig, was das Päckchen enthielt, welches er mitgebracht hatte, rissen sich los und riefen:

»Victor! Victor! was hast Du da mitgebracht? Was ist in dem Päckchen?«

»Ja,« sagte der Jüngling mit geheimnißvollem Lächeln und schritt auf den Tisch zu, »ich werde es Euch jetzt zeigen, aber Ihr müßt nicht erschrecken. Christine, Du wirst vor Erstaunen die Augen weit aufreißen.«

»Komm', komm', hier ist ein Messer, schneid' den Bindfaden nur durch!« rief Clara mit fieberhafter Ungeduld.

»Nein, nein, liebes Schwesterchen, so nicht! Bindfaden kann man auch in einer Haushaltung gebrauchen. Ich will den Knoten wohl schon los bekommen.«

Victor machte das Päckchen los und breitete mit triumphierendem Lächeln zwölf silberne Löffel und zwölf silberne Gabeln auf dem Tische aus. Der Glanz dieser Gegenstände war so heftig, daß Clara sich die Augen rieb.

Alle hielten eine Weile stillschweigend den starren Blick auf den kostbaren Schatz gerichtet, als der Jüngling sagte:

»Es ist mein Hochzeitsgeschenk von Franz Strohband. Ihr kennt ihn ja wohl noch; er war mein Schulkamerad aus dem Athenäum. Er ist ein merkwürdiger Junge geworden, aber er vergißt doch seine alten Freunde nicht.«

»Die Löffel und Gabeln sollen auf unserer Hochzeit glänzen, aber bis dahin müssen sie ruhig in den Schrank,« rief Christine freudig aus.

»Mutter, Mutter, bleib' doch mit den Händen davon!« sagte Clara. »Du hast ja in der Küche gearbeitet.«

»Aber Kind, darf man sie denn nicht einmal anfassen? Am Ende darf man gar nicht einmal damit essen. Aber das sag' ich und bleibe dabei: es ist nichts für uns, es ist nur für reiche Leute,« rief Frau Lehmanns und schlug vor Erstaunen die Hände über dem Kopfe zusammen.

»Silber, reines Silber,« murmelte Christinen's Mutter. »Ja, so viel ich davon kenne, ist es wohl für vier- bis fünfhundert Franken«

»Das läßt sich hören.« rief Viktor, »aber ich will Euch doch nicht länger betrügen. Es ist kein reines Silber. Man nennt diese Masse Ruolz; die Sachen sind nur stark versilbert, aber die reichen Leute gebrauchen jetzt auch beinahe nichts Anderes mehr.«

»Ach« sie sind doch so schön,« versetzte Christine und rieb sich vergnügt die Hände. »Laßt uns nun Alles geschwind in den Schrank legen. Wir wollen diese Küchensachen ebenfalls nach oben tragen.«

Sie wußte wohl, warum sie dieses sagte. Oben stand der ganze neu angeschaffte Hausrath und so konnten sie denn zusammen, vielleicht zum hundertsten Male, die ganze Herrlichkeit in Augenschein nehmen.

Alle gingen aus der Stube nach oben.

In dem zweiten Stockwerke angekommen, breitete Christine erst ein Tischtuch über den Mahagonitisch und legte darauf die versicherten Löffel und Gabeln neben weiße Teller, damit man so recht augenscheinlich sehen könnte, wie glänzend die Sachen sich ausnahmen. Man mußte ihr darin Recht geben: es war zu prächtig. Was sollten die Eingeladenen auf der Hochzeit

verwundert aufsehen!

Endlich wurden die Löffel und Gabeln doch in den Schrank gelegt. Dann fing man wieder der Gewohnheit gemäß damit an, die Uhr und die großen Lampen auf dem Kamingesimse zu verschieben, Tische, Stühle und andere Möbeln anders zu setzen; man ging einige Schritte zurück, um zu sehen, wie die neue Anordnung sich machte, und man versuchte dann schon bald wieder eine andere. Die Mütter und Clara stritten sich mit Freude und mit Feuer über dies und jenes, während Victor die Gelegenheit wahrnahm, um zu seiner Verlobten zu sagen:

»Liebe Christine, wie langsam vergeht doch die Zeit! Und dann noch die lange traurige Fastenzeit! Ach, wäre doch erst Ostern, nicht wahr!«

Das Mädchen antwortete nichts, aber ein glückliches Lächeln schwebte auf ihren Lippen . . .

»O weh, da höre ich meine Suppe überkochen,« rief Mutter Lehmanns plötzlich aus. »Wir vergessen die Zeit. Ich kann mich nur nach unten machen, um den Tisch zu decken. Frau Verdonk! Ihr müßt heute Abend mit uns essen; Ihr habt es mir gestern schon zugesagt. Keine Ausrede; ich habe mich ein wenig darnach eingerichtet. Es ist jetzt zu spät, um es auszuschlagen.«

Eine Viertelstunde nachher saßen sie alle bei dem wohlbesetzten Tische. Bevor sie die Löffel in die Suppe legten, sagte Frau Lehmanns still und feierlich:

»Kinder, danken wir erst Gott von ganzem Herzen! Er hat uns so glücklich gemacht.«

Während des Essens der einfachen, aber geschmackvollen Speisen plauderte man von nichts, als von der Hochzeit und man rechnete und zifferte, was es wohl kosten würde, und obschon die Geldfrage dann und wann wie eine schwarze Wolke an ihrem Glückshimmel vorüberzog, so umstrahlte doch die Sonne der Freude heute Abend die glückliche Familie unausgesetzt, denn Victor beseitigte alle aufkommenden Nebel dadurch, daß er ihnen die Hoffnung aussprach, sein Jahresgehalt würde bald wieder bedeutend erhöht werden. Müßten sie nun auch bei dem Schreiner oder bei dem Tapezierer eine Zeitlang in der Kreide stehen bleiben, sie würden das Alles durch Sparsamkeit in ein

oder zwei Jahren ganz gut abmachen können.

Der Jüngling konnte, während sein Prinzipal auf der Börse war, meistens nach Hause gehen, aber er mußte nach anderthalb Stunden Ruhe wieder nach seinem Comptoir zurückkehren und es wäre unvernünftig gewesen, wenn er sich hierin einer Nachlässigkeit schuldig gemacht hätte.

Nachdem er daher seiner Verlobten noch einige Worte in's Ohr geflüstert und seine Mutter umarmt hatte, nahm er seinen Hut und sprang mit leichten Schritten der Straße zu.

Wie glücklich war er! Er rieb sich seine Hände, während seine Lippen freudige Worte murmelten. Ein zu beneidenswerthes Leben lachte ihm zu!

Auf dem Comptoir, wo er eine Stelle bekleidete, arbeiteten viele Leute und wohl die Hälfte von ihnen hatte ein ansehnlicheres Jahresgehalt als er. Es war daher das einzige Mittel, daß sein Gehalt erhöht wurde, wenn er sich der Gunst seines Prinzipals und des Buchhalters würdig machte. Durch fortwährenden Fleiß, Pünktlichkeit und Treue mußte ihm das sicher gelingen. Zwar erschien Herr Groothans, der Prinzipal, sehr selten auf dem Comptoir, und es war schwer, sich unter seinen Augen vor den Anderen auszuzeichnen. Er war auch immer so kalt und sprach nur wenig mit den Leuten, aber trotzdem hatte er, — es war jetzt zwei Tage, — Victor Lehmanns in sein Kabinet rufen lassen. Er hatte ihm da gesagt, daß sein früherer Prinzipal, Herr Greps, ihn seiner besonderen Gunst empfohlen hätte. Darauf hatte er Victor befragt über seine Familie, über seine Vergangenheit und über seine Fähigkeiten, und zuletzt einige aufmunternde Worte an ihn gerichtet.

Diese sinnenden Gedanken ließen ein zufriedenes Lächeln auf den Lippen des Jünglings aufkommen und er schritt mit noch mehr Eile voran. Wohl sah er an der Thurmuhr einer Kirche, daß es noch zu früh war, aber er huldigte der Meinung, übertriebene Pünktlichkeit sei besser, als eine einzige Nachlässigkeit.

Als er auf das Comptoir getreten war und sich schon dort einige Minuten allein befunden hatte, kam ein Diener und meldete ihm, er möge eben in das Kabinet des Herrn Groothans kommen.

»Was der Herr denn, daß ich bereite hier bin,« fragte er

verwundert.

»Das muß wohl der Fall sein; er hat mir gesagt: Ruf mir mal den Herrn, der jetzt auf das Comptoir gekommen ist.«

Victor begab sich in das Kabinet. Dort fand er er seinen Prinzipal, die Augen auf einen Brief geheftet und in Gedanken vertieft. Erst als der Jüngling seinen Gruß stärker wiederholte, erhob er den Kopf und sagte:

»So, Sie sind es, Victor Lehmanns. Desto besser . . . Kommen Sie näher. Hier ist eine Anweisung von sechstausend Franken, die Sie an der nationalen Bank in Empfang nehmen sollen. Nehmen Sie dieses Papier hier. Die Summe sollen Sie ohne Zeitverlust an den Herrn Deroeck, Tuchhändler in der Hochstraße, bezahlen. Er hat die Gicht und kann sein Haus darum nicht verlassen. Es ist einer meiner guten Freunde, stellen Sie ihm das Geld aber selbst zu, und wo möglich heimlich, damit keiner seiner Hausgenossen es merkt. Hier ist die Quittung, welche er unterzeichnen soll. Ich meine auf Ihr Vertrauen rechnen zu können. Haben Sie meine Absicht begriffen?«

»Ja, Herr Groothans, ich habe Alles begriffen.«

»Nun, dann erfüllen Sie rasch den Auftrag und bringen Sie mir dann ebenfalls ohne alles Aufsehen die Quittung zurück.«

Victor, glücklich und geschmeichelt über diesen Beweis von Vertrauen, verließ das Comptoir, um rasch noch der Bank zu eilen, aber bereits in der ersten Straße schlug ihm Jemand auf die Schulter und rief ihm zu:

»Ei, ei, Victor, Du rennst Dich ja ganz außer Athem. Brennt es irgendwo in der Stadt?«

»Franz, mein lieber Freund, halte mich nicht zurück,« antwortete Victor. »Ich muß einen eiligen Auftrag ausführen.«

»Wohin willst Du denn?«

»Nach der Bank.«

»Nun, dann begleite ich Dich eine Strecke Weges; ich kann so große Schritte machen, wie Du.«

Sie begaben sich auf den Weg und wechselten einige Worte über die gegenwärtige Lage Victor's und über seine Heirath, welche endgültig gleich nach Ostern gefeiert werden sollte.

Dann sagte Franz Stromband:

»Man sieht Dich aber nirgends mehr, Victor; es ist gerade, als ob Du aus der Welt geschieden wärest. Gestern Abend noch habe ich im Münztheater mir beinahe die Augen aus dem Kopfe gesehen, um Dich irgendwo zu entdecken. Ich war so entzückt über das wunderbare Talent der italienischen Sängerin, daß ich meine Bewunderung nicht für mich allein behalten konnte. Weißt Du noch, wie wir früher einmal fast in Streit geriethen über die besten Künstler des Münztheaters? Es ist schon lange her, aber ich erinnere mich stets noch mit Freude daran.«

»Singt denn eine italienische Sängerin an der Münze?«

»Wie Victor, das weißt Du nicht einmal? Die Signora Fioraliso, eine Perle von einer Frau, schön wie ein Engel, und ihr Gesang, ist wie der einer Nachtigall. Sie wird nur viermal in Brüssel auftreten, und zieht von hier direkt nach London. Heute ist die zweite Vorstellung. Du mußt die Signora Fioraliso auch mal sehen und hören. Komm' diesen Abend hin, Du wirst Dich sicher für den Kunstgenuß bei mir bedanken.«

Victor entschuldigte sich, daß er diesen Abend unmöglich sich dort einfinden könne, aber daß er vielleicht morgen, wenn es eben ginge, hinkommen und die Signora Fioraliso hören wolle. In alle Vorstellungen würde er doch nicht gehen können, denn das Geld habe er jetzt sowie so nöthig genug.

An einer Straßenecke drückte Franz ihm die Hand und wünschte ihm Lebewohl, nachdem er ihm noch mit Wärme angerathen hatte, doch mindestens einer Vorstellung in dem Münztheater beizuwohnen, ehe die ausgezeichnete Sängerin aus Mailand Brüssel verlassen hätte.

Victor hatte an andere Dinge als an Sang und Sängerinnen zu denken. Er hatte gleich darauf die Aufforderung seines Freundes vergessen und beeilte seine Schritte so sehr, daß er wenige Minuten darauf die Bank erreichte.

Vor dem kleinen Schalter, wo er den Betrag seiner Anweisung in Empfang nehmen mußte, standen wohl schon zehn oder zwölf Personen, eben so eilig wie er, denn sie drängten einander auf solche Weise, daß man gut aufpassen mußte, wenn man nicht lange Zeit der Letzte bleiben wollte. Noch immer kamen neue Personen hinzu.

Trotz seiner Bescheidenheit drängte sich Virtor voraus und widerstand mit männlicher Kraft dem Anbringen derjenigen, die sich eher wie er dem Schalter zu nähern suchten. Sein Prinzipal hatte ihm Eile anbefohlen, und es lag dem Jünglinge am Herzen, seinen Auftrag buchstäblich zu erfüllen.

Er kam endlich an die Reihe und bekam nach Abgabe seiner Anweisung sechs Banknoten, jede von tausend Franken, die er in seiner Briefftasche verbarg.

Von seiner Unruhe befreit, begab er sich jetzt nach der Hochstraße, wo er durch einen Diener in das Zimmer des Herrn Deroeck geführt wurde. Er fand diesen mit einem umwickelten Fuße vor einem Tische sitzen.

»Sie kommen im Auftrage des Herrn Groothans?« fragte der Kaufmann.

»Ja, mein Herr.«

»Haben Sie Geld für mich?«

»Sechstausend Franken. Wollen Sie gütigst diese Quittung unterzeichnen und ich stelle Ihnen die Summe zur Verfügung.«

»Der gute Freund Groothans! Bezeugen Sie ihm doch meinen innigsten Dank!«

Herr Deroeck nahm eine Feder und wollte die Quittung unterschreiben, aber da hörte er auf einmal einen tiefen Seufzer aus einem bedrückten Herzen aufsteigen und er blickte den Comptoiristen des Herrn Groothans verwundert an.

Dieser, bleich wie ein Todter, zählte und zählte mit bebenden Händen einige Banknoten», schüttelte seine Briefftasche ganz aus, suchte in allen seinen Taschen und seufzte so heftig, daß es schien, als hätte er einen Fieberanfall bekommen.

»Nun, nun, was ist Ihnen? Was fehlt Ihnen?,« fragte der Tuchhändler.

Aber Victor hörte diese Fragen nicht, und fuhr mit noch größerer Bestürzung in seinem sonderbaren Benehmen fort.

»Sprechen Sie doch? Was ist vorgefallen?« wiederholte Herr Deroeck.

»Mein Gott, o mein Gott,« rief Virtor. »Fünf tausend . . . nur fünftausend Franken! . . . Es fehlt eine Banknote von tausend Franken!«

»Aber wo haben Sie dieselbe denn gelassen? Verloren?«

»Ich weiß es nicht, mein Herr. Man hat mir an der Bank sicher sechstausend Franken ausbezahlt.«

»Man soll Ihnen wohl eine Banknote zu wenig gegeben haben?«

»Ach nein, nein, ich habe das Geld zweimal nachgezählt.«

»Nun es geschieht wohl mehr, daß sich an der Bank schlaue Spitzbuben einfinden, die in einem Augenblicke eine Banknote zu sich zu nehmen wissen, ohne daß es Jemand gemerkt hat.«

Von Neuem begann Victor mit banger Angst seine Taschen zu durchsuchen, und wie ein Sinnloser zuerst die Stelle, wo er stand, und darauf das ganze Zimmer zu durchmustern. Endlich stieß er einen scharfen Schrei aus, als wollte ihm das Herz in der Brust zerspringen, und rief, die Hände zum Himmel erhebend, in verzweifelndem Tone: »O Gott, sei mir barmherzig! Was soll ich beginnen? Was soll ich beginnen?«

»Dieser Verlust bringt mich in eine sehr große Verlegenheit,« sagte der Kaufmann. »Ich hatte unbedingt sechstausend Franken nöthig, aber ich will mal erst die fünftausend Franken nehmen und Ihnen darüber eine Quittung ausstellen.«

»Was soll ich thun? Was soll ich thun?« wiederholte Viktor im Tone der größten Verzweiflung.

»Das ist Ihre Sache,« bekam er zur Antwort. »Sie müssen das mit Ihrem Prinzipal abmachen. Geben Sie die fünftausend Franken her, hier ist Ihre Quittung. Lassen sie mich nun allein, ich bin sehr eilig.«

Der arme Victor verließ das Haus des Herrn Deroeck und schritt lange Zeit durch die Straßen, ohne zu wissen, wohin er ging. Alles drehte sich vor seinen Augen; er wankte und es schwindelte ihm wie einem Betrunkenen. Tausend Franken verloren! Sein Gefühl, seine Denkkraft, sein ganzes Wesen war in diesem schrecklichen Gedanken versunken.

Das Gebäude seiner Zukunft war eingestürzt, alle seine Träume waren vernichtet.

Von welcher Kleinigkeit hängt doch oft das Glück des Menschen ab! Kaum zwei Stunden waren verflossen, daß er den Himmel vor sich geöffnet sah; das Leben lachte ihm als ein Born

voll unzerstörbarer Freude entgegen; es schwebte vor seinem Geiste sein eigenes Bild, wie er neben einer zärtlichen Mutter und einer liebenden Schwester saß . . . Und in der Ferne, in einer lachenden Zukunft hatte er sogar das Bild einer jungen Frau gesehen, die ihm ein lächelndes Kind zum Kasse reichte und das süße, das heilige Wort »Vater« hatte an sein Ohr geklungen . . .

Und nun hatte ein grausames Mißgeschick alle seine Luftschlößer eingerissen; sein ganzes Glück war vernichtet.

Ohne daß er sich dessen bewußt war, trugen ihn seine Füße nach der Bank und vor das Schalter, wo er seine Anweisung eingewechselt hatte. Alles war still und einsam um ihn her; die Bureau's waren leer.

Trotzdem kam ein junger Mensch, der durch sein sonderliches Benehmen aufmerksam geworden war, an das Schalter und fragte ihn:

»Was suchen Sie da? Haben Sie etwas verloren?«

Mit Thränen in den Augen machte ihn Victor mit seinem traurigen Unfälle bekannt.

»Ja, das geht uns nichts an," antwortete der Mann sehr kalt. »Wenn Sie kämen und sagten uns, daß wir Ihnen zu viel ausgezahlt hätten, wir würden eben so wenig darauf hören. Haben Sie denn die empfangenen Banknoten nicht gezählt?«

»Ja, ja, ich habe sie genau gezählt.«

»Was haben Sie denn hier noch verloren? «

Und das Schalter wurde wieder geschlossen.

Mit gesenktem Haupte und gebrochenem Herzen ging Victor fort und begab sich, langsam, halb todt vor Schrecken und Scham, nach der Wohnung seines Prinzipals; er schellte an der Hausthüre an, um nicht über das Comptoir gehen zu müssen.

Als er zitternd in das Zimmer eingetreten war, fragte ihn Herr Groothans:

»Ist mein Auftrag richtig ausgeführt? War Herr Deroeck zufrieden?«

»Ach, Herr Groothans, haben Sie Mitleid mit einem unglücklichen Jünglinge!« antwortete Virtor flehend. »Wenn Sie mir Ihr Wohlwollen entziehen, gibt es gar keine Hoffnung mehr für mich.«

»Was bedeuten diese merkwürdigen Worte?« murmelte Herr Groothans ernst, da er einsah, daß sein Auftrag nicht nach Wunsch ausgeführt worden war.

In wenigen Worten, unter Bitten und Thränen, erzählte Victor, daß er tausend Franken verloren habe und seinem Herrn daher nur eine Quittung von fünftausend Franken einhändigen könne. Er hoffe, daß Herr Groothans ihm verzeihen würde, und wolle ihm die tausend Franken zurückerstatten, wenn ihm dazu nur ein einziges Jahr Zeit vergönnt würde. Jeden Monat wollte er einen Theil abtragen.

Als er seine Erzählung beendet und auf einige Fragen seines Prinzipals Antwort gegeben hatte, stand er da flehend und erwartete mit zitternden Händen sein Urtheil.

Herr Groothans schüttelte ärgerlich mit dem Kopfe, starrte ihm scharf in die Augen und sagte ernst:

»Ich kenne Sie nichts Herr Lehmanns, und habe Sie nur in Dienst genommen auf Empfehlung des Herrn Grep. Ich will gern an Ihre Ehrlichkeit glauben, aber nichts beweist mir, daß mein Vertrauen auch wirklich begründet ist. In dieser Zeit der Geldvergeudung und Sittenlosigkeit werden viele Jünglinge . . . «

»Haben Sie Mitleid mit mir, Herr Groothans, ich bin ein ehrlicher Mann!«

»Es mag sein; ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht abgeneigt bin, Ihnen zu glauben, aber dieselbe Sprache führte, — es ist kaum ein Jahr her, — ein gewisser Barthold Loons, der fast auf gleiche Weise eine Summe von viertausend Franken verloren haben wollte. Ich glaubte ihm und habe ihm Zeit gelassen, um mich zu bezahlen, meinen Sie? — Nein, um mich nur noch ärger zu bestehlen . . . Was soll dieser Schrei der Verzweiflung? Ich beschuldige Sie ja nicht . . . Aber dieser Barthold Loons ist aus dem Lande geflüchtet; und man hat später erfahren, daß er mein Geld mit liederlichen Weibsbildern vergeudet hat.«

»Gnade, Gnade!« wimmerte Victor. »Ich bin unglücklich, aber der Himmel ist mein Zeuge, daß ich lieber sterben will, als mir unehrlich auch nur einen einzigen Centime anzueignen.«

»Gut, gut, ich glaube Ihnen, aber das sagte der Schurke Barthold Loons ebenfalls. Hören Sie hier mein letztes Wort. Ich

gebe Ihnen drei Tage Zeit, um mir die tausend Franken zurückzustellen. Bis dahin sollen Sie auf meinem Comptoir nicht mehr erscheinen. Bringen Sie die tausend Franken zurück, dann können Sie Ihre Stelle wieder antreten. Bringen Sie dieselben aber nicht zurück, so sehe ich mich gezwungen, eine Klage beim Gerichte gegen Sie einzureichen. Ich bin einmal zu schändlich betrogen worden!«

»Um Gotteswillen; Herr Groothans, Sie verurtheilen mich zur Schande, zum Tode!« rief Victor, indem er in unsäglichem Schmerze auf den Boden in die Kniee sank. »Meine Mutter ist arm; tausend Franken sind für mich in so kurzer Zeit eine unerschwingliche Summe.«

»Verschonен Sie mich doch mit Ihrem Jammern,« versetzte der Prinzipal unbewegt. »Sie haben mein letztes, mein unabänderliches Wort. Verlassen Sie mich jetzt.«

Aber der unglückliche Jüngling, vor Angst ganz von Sinnen, kroch auf seinen Knieen auf den harten Mann zu und hielt die bebenden Hände bittend in die Höhe.

»Nun, gehen Sie bald? Oder muß ich die Dienstboten rufen?« fragte Herr Groothans und faßte mit der Hand den Schellenzug.

Victor, von einem tödtlichen Schrecken getroffen, sprang auf und flüchtete mit einem lautem Schrei zum Hause hinaus.

Daß die Vorübergehenden auf der Straße stehen blieben und hinter ihm her sahen, daß die Kinder mit Fingern auf ihn zeigten, dies Alles bemerkte er nicht. Er hielt sich die Hände an den Kopf, als hätte man ihm einen peinlichen Schlag auf das Gehirn versetzt, er sprach laut mit sich selbst und wankte, ganz versunken in Gedanken, von einer Seite zur andern.

Nur als einige Leute aus Mitleid ihn festhielten, um ihn zu fragen, was ihm begegnet sei und ihm ihre Hilfe anboten, kam er in etwa wieder zur Besinnung zurück; er bezwang jetzt, so gut es gehen wollte, seine Verzweiflung und seinen Schmerz, um sich nicht länger zum Schauspiel der Leute hinzugeben.

Aber was sollte er anfangen? Wie sollte er dem Abgrunde der Schande entgehen, der wie der offene Rachen eines schrecklichen Ungeheuers ihn angrinste und ihn und seine Familie zu verschlingen drohte? Eine Anklage beim Gerichte? Der

Staatsanwalt, der Gerichtshof, die Verurtheilung, das Gefängniß! Gräßliche Gespenster; die sich seines blutenden Herzens bemächtigt hatten, es bedrückten und beengten und es Faser für Faser zerrissen! Er ein Verschwender, ein Betrüger, ein Dieb? . . . Seine Mutter, seine Schwester, seine Braut, o Gott! o Gott!

So vollständig hatte die Traurigkeit seine Gedanken verwirrt, daß er sofort, als er in seine Wohnung getreten war, ohne jede Vorbereitung den Seinigen die traurige Nachricht in ihrer ganzen Gräßlichkeit mittheilte, obschon Christinens Mutter sich noch dort befand. Christine selbst hatte sich nach Hause begeben, um für das Hauswesen zu sorgen.

Es war dieses für Frau Lehmanns ein Blitz aus heiterm Himmel, der sie ganz darniederschmetterte. Mit einem herzerreißenden Schrei fiel sie rückwärts auf einen Stuhl und blieb dort bleich und leblos liegen.

Clara, von Virtor und Frau Verdonk unterstützt, bemühte sich, ihre Mutter aus der Ohnmacht aufzuwecken, während auch von ihr nur Ausrufe von Angst und Verzweiflung gehört wurden.

Der Jüngling fühlte, daß es grausam und unvorsichtig gewesen war, so unvorbereitet einer schwachen Frau diesen schrecklichen Schlag, der ihre ganze Zukunft vernichtete, beizubringen. Er konnte ihnen das Unglück nicht verheimlichen, aber er war doch ein Mann, und das durfte er, so hoffnungslos und niedergeschlagen er auch selbst war, nicht vergessen, ohne sich der Selbstsucht und Lieblosigkeit schuldig zu machen.

Als seine Mutter wieder zum Bewußtsein zurückgekehrt war, versuchte er daher, sie durch süße Hoffnungen zu trösten, aber die hoffnungslose Frau vergoß einen Strom bitterer Thränen, während Clara auch nicht aufhörte, zu klagen und zu weinen.

»Woher bekommen wir tausend Franken? In drei Tagen! Wir sind vernichtet, entehrt, verloren! Ja, ja, der Tod wäre für uns ein Glück! Wir Betrüger, Diebe? Wir Diebe, o Gott!«

Durch den Anblick ihres tiefen Schmerzes zu seiner Pflicht zurückgerufen, ergriff Victor die Hände seiner Mutter und sagte ruhig und gefaßt:

»Nun, liebe Mutter, weine doch nicht so bitter! Deine Thränen

durchbohren mir das Herz. Wir sind unglücklich, aber Alles ist noch nicht verloren. Arm werden wir auf einige Zeit werden, aber unsere Ehre, unser guter Name kann noch gerettet werden. Höre mich an: ich gehe zu meinem Freunde Franz Strohbund; kann er auch nicht viel thun, er kann mir doch einige Hilfe verleihen. Von dort gehe ich zu meinem früheren Prinzipal, Herrn Greps, und ferner nach meinem Pathen, dem Zimmermann Nagel; endlich, wenn es sein muß, gehe ich auch nach der Fabrik, wo mein seliger Vater die ganze Zeit hindurch gearbeitet hat. Ich kenne noch viele andere Leute, die Geld besitzen und mir Vertrauen schenken. So werde ich dann auch die tausend Franken wohl zusammen bekommen. Dann behalte ich meine Stelle auf dem Comptoir von Herrn Groothans, und dann, liebe Mutter, bleibt unser guter Name unangetastet. Es ist nichts verloren als einige Jahre Zeit für mich und Christinen, aber wir wollen uns geduldig Gottes Willen unterwerfen.«

Er merkte an dem veränderten Blicke seiner Mutter, daß diese Vorstellungen einen Strahl von Hoffnung in ihr Herz hatten fallen lassen.

»Ich gehe, ich fliege,« rief er. »Seid getrost und trauert nicht mehr, bevor ihr den Ausgang meiner Bemühungen kennet . . . Aber an Euch, Mutter Verdonk, und an Euch Alle insgesamt richte ich eine innige Bitte: Christine soll noch nichts von diesem unglücklichen Vorfalle erfahren! Niemand sage ihr davon ein Wort. Vielleicht, daß es aus diese Weise möglich ist, ihr diesen schrecklichen Schlag zu ersparen. Ihr versprecht es mir? Nun ich gehe voll Hoffnung und voll Muth.«

War der Jüngling aufrichtig? Glaubte er wirklich, daß seine Bemühungen Erfolg haben würden? Er hatte wenigstens mit einem Lächeln auf seinen Lippen und einem Blicke voll Vertrauen und Muth seinen Hut ergriffen und die Wohnung verlassen.

3.

Wohlthun trägt Zinsen.

Eine halbe Stunde später saß Frau Lehmanns mit ihrer Tochter in dem Hinterstübchen an einem, Tische, auf dem einige Schmucksachen von geringem Werthe ausgebreitet lagen, nämlich: zwei Paar goldene Ohrringe, ein goldenes Kreuzchen, eine Halskette und eine silberne Uhr.

Sie weinten nicht mehr. Die Hoffnung, daß Victor rettende Hilfe finden würde, hatte ihnen ohne Zweifel ein wenig Muth gegeben; aber noch aus einem anderen Grunde waren sie gezwungen, ihre Thränen zu verbergen und zu bezwingen. Jeden Augenblick kamen nämlich Leute in den Laden, denen geholfen werden mußte. Es war gefährlich und peinlich zugleich, den Nachbarfrauen ausweichend antworten zu müssen, wenn sie nach der Ursache ihrer Traurigkeit fragten, und daher bezwangen sie dieselbe und trugen sie nicht zur Schau.

Sie waren aber trotz dieser scheinbaren Ruhe tief unglücklich; ein trauriges Vorgefühl bedrückte ihre Herzen. In der Voraussetzung, daß Victor seine Bemühungen vielleicht nur theilweise gelingen könnten und er die ganze Summe schwerlich zusammenbringen würde, hatten sie alle ihre vorhandenen Schmucksachen, selbst den Trauring der Mutter, aus dem Schranke geholt, und mehr als eine Stunde schon gerathen, abgeschätzt und ausgerechnet, was diese Sachen wohl werth sein könnten, wenn sie dieselben verkauften. Obschon sie den vermeintlichen Werth derselben gewaltig überschätzten, — man glaubt ja so gern, was man hofft — so erkannten sie doch endlich, daß man für Alles zusammen, den einfachen Metallwerth gerechnet, kaum mehr als hundert Franken lösen würde.

Sie hatten die Schmucksachen wieder in den Schrank gelegt und saßen traurig am Tische, heftig kämpfend gegen die ihren Augen ent quellenden Thränen, als Viktor mit scheinbar heiterem Angesichte und lächelnd in die Stube trat.

»Nun, nun, was gibt's?« rief man ihm zu und die Hoffnung strahlte aus ihren Augen.

»Es wird gehen, Mutter,« antwortete er gefaßt.

»Gott sei Lob und Dank! Hast Du die tausend Franken zusammen?«

»Noch nicht ganz, aber morgen gelingt es mir ungezweifelt. Ich habe bereits zweihundert Franken in meiner Briefftasche.«

»Und morgen sollst Du das Uebrige haben?«

»Wo ist Mutter Verdonk?« fragte der Jüngling bekümmert.

»Sie ist nach Hause gegangen.«

»Lieber Himmel, sie wird am Ende doch mit Christinen von diesem Unglücke sprechen!«

»Nein, sie hat uns fest versprochen, davon zu schweigen. Nun erzähle uns aber, wie es Dir ergangen ist. Du mußt gute Nachrichten haben, denn Du bist so froh.«

»Ja, liebe Mutter, ich habe die beste Hoffnung, ja es ist beinahe sicher, daß ich morgen die tausend Franken zurückerstatten kann, und dann behalte ich auch meine Stelle bei Herrn Groothans und Alles kann wieder gut werden.«

»Und wer will Dir helfen?«

»Franz Strohband. Er lieh mir sofort die zweihundert Franken, über welche er noch zu verfügen hatte. Er will mir morgen bei seinem Onkel die übrigen achthundert Franken leihen. Wir sollten nur nicht daran zweifeln, sagte er, daß er sie auch bekommen werde, denn sein Onkel ist reich und edelmüthig . . . Der gute Franz wird mir helfen, und müßte er selbst eine Geschichte erfinden und sich selbst bei seinem Onkel der einen oder andern Dummheit anklagen, ich bin fest überzeugt, er thut für mich, was er kann.«

»O, der edelmüthige Jüngling!«

»Und Dein Pathe und Herr Greps, was sagten die denn dazu?«

»Ich bin nicht bei ihnen gewesen, es war ja jetzt unnöthig.«

»Je weniger Leute darum wissen, desto besser.«

»Und nun, liebe Mutter,« sagte Victor und rieb sich aufgeregt die Stirne, »bitte ich dich, laß mich ein wenig ausruhen. Mein Kopf ist so abgespannt, daß ich ganz schwindelig bin. Ein wenig Ruhe

wird mir gut thun.«

»Ruhe Dich nur aus,« antwortete Frau Lehmanns. »Ich fühle es ja selbst, solche Erlebnisse greifen an. Ich und Clara wollen jetzt ruhig sein.«

Der Jüngling schob seinen Stuhl an die Wand und setzte sich nieder, den Kopf in die flache Hand gestützt, als wenn er schlafen wollte, aber es war deutlich genug an den schmerzlichen Furchen auf — seinem Gesichte und an dem krampfhaften Zucken feiner Glieder zu sehen, daß er noch immer die Beute einer schmerzlichen Aufregung war.

Kein Wunder auch, denn der arme Jüngling hatte, um seine Mutter nicht noch einmal tödtlich zu erschrecken, die Unwahrheit gesagt, und ihr eine sichere Rettung in Aussicht gestellt, während er selbst eine Beute der tiefsten Verzweiflung war.

Alle Personen, bei denen er Hilfe gesucht, hatten ihn mit leeren Worten abgewiesen, sei es, daß sie nicht dazu im Stande waren, ihm sofort zu helfen, sei es, daß sie ihr Gent nicht auf's Spiel setzen wollten. Bei dem Einen oder Anderen hatte es sogar den Anschein gehabt, als wenn sie an Victor's Ehrlichkeit zweifelten.

Der Jüngling, noch mehr gefoltet durch diesen Verdacht, hatte den so bitteren Kelch der Demüthigung und der Beschämung bis zur Hefe getrunken.

Nur ein Einziger war edelmüthig gegen ihn gewesen; sein Freund Franz Strohband hatte ihm Alles gegeben, was ihm als Student von seinem vierteljährigen Wechsel noch übrig war, und nun mußte der gute Franz selbst drei oder vier Wochen ohne Geld krumm liegen oder Schulden machen. Von seinem Onkel war auch die Rede gewesen, aber an Hilfe von dessen Seite war gar nicht zu denken; derselbe hatte sich durch keine Bitten bewegen lassen, seinem Neffen auch nur hundert Franken mehr zu bewilligen; sein Zschuß stand seit vielen Jahren unabänderlich fest.

Viktor saß da und litt unsäglich; er blickte ganz hoffnungslos in eine dunkle Zukunft, worin er nicht blos seine Liebe und sein Lebensglück vernichtet sah, nein, woraus sogar Schande und Schuldgefängniß ihm entgegengrinsten.

Das Auge der Mutter sieht so klar! Frau Lehmanns begann zu

vermuthen, daß ihr Sohn ihr die schreckliche Wahrheit verborgen hatte. Sie schwieg aber und unterdrückte in der Stille mit Gewalt die Seufzer, die aus ihrem beengten Herzen aufsteigen wollten.

Clara hielt ebenfalls das Auge voll Mitleid und Kummer auf ihren Bruder gerichtet.

Die peinliche Stille wurde plötzlich durch ein leises Klopfen im Laden unterbrochen.

»Clara, geh' nach vorn,« sagte die Mutter. »Da ist Jemand. Es ist eine Dame; mach' rasch!«

Das Mädchen lief in den Laden. Dort stand eine reich und vornehm gekleidete junge Dame von außerordentlicher Schönheit, begleitet von einem mehr bürgerlich gekleideten Mädchen, welches eine lederne Reisetasche in der Hand trug und wahrscheinlich ihr Dienstmädchen war.

»Was steht Ihnen zu Diensten, Fräulein?« stammelte Clara halbverlegen.

»Sie heißen Clara Lehmanns, nicht wahr? fragte die Dame.

»Ja wohl, Fräulein.«

»Sie haben eine Mutter . . . und einen Bruder, der Victor heißt?«

»Ja, Fräulein. Wünschen Sie mit diesen zu sprechen?«

»Wo sind sie?«

»Dort hinten in der Stube,« antwortete Clara, nicht wenig erstaunt über die Art und den eigenthümlichen Ton dieser Fragen.

Die Dame gab der Dienstmagd ein Zeichen und schritt rasch durch die kleine Glasthüre in die Stube, ehe noch Clara ihre Mutter davon benachrichtigen konnte.

Bei der Erscheinung der vornehmen Dame standen Frau Lehmanns und ihr Sohn ehrerbietig auf und verneigten sich tief.

Die Dame, auf deren Gesicht das milde Lächeln des Wohlwollens strahlte, sah sie eine Weile an.

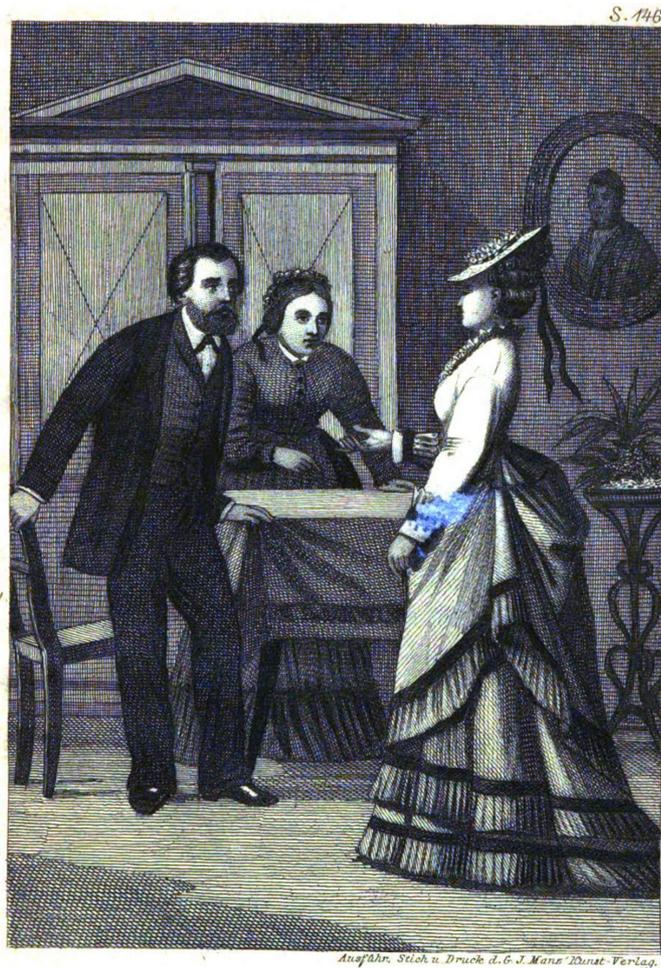
»Wen haben wir die Ehre, in unserm Hause zu empfangen?« stammelte Frau Lehmanns verlegen.

»Ich bin Signora Fioraliso; Sie haben sicher von mir schon sprechen hören.« antwortete die Dame.

»Die berühmte Sängerin vom Münztheater? O ja!« rief Victor im Tone der Bewunderung und Ehrerbietung.

»Was, Sie kennen mich nicht mehr,« rief die Dame einigermaßen enttäuscht.

Victor, seine Mutter und seine Schwester schüttelten alle Drei verneinend den Kopf. Sie hätten noch nie, meinten sie, die Ehre gehabt, die unbekannte Dame zu sehen.



»Mein Name ist Maria Fioraliso,« sagte diese. »Wissen Sie, was das italienische Wort »Fioraliso« bedeutet? Auf Französisch heißt es »bluet« und auf Flämisch —«

»O Gott, ist es möglich? Sie sind Mietje Kornblume?« rief der Jüngling in freudigem Schrecken, denn er hatte das französische Wort verstanden.

»Ja, Victor Lehmanns,« antwortete die Dame und ergriff dankend seine Hände, »ich bin das Kind, das Sie vom Hungertode errettet haben, ich bin Mietje Kornblume. Ach, dort steht noch der Ofen, woran ich meine erstarrten Glieder aufgethaut habe, dort der Tisch, an welchem mir wieder Kraft und Leben geschenkt wurde, hinter der Thüre lag das Bett, worin ich

so süß von dem schönen Himmel und den lieben Engeln träumte . . . Hier, Frau Lehmanns haben Sie den Kuß wieder, den Sie so liebevoll dem armen Kinde an der Eisenbahn zum Lebewohl auf die Stirne gedrückt haben.«

Und sie warf sich an den Hals von Victor's Mutter und küßte sie mit großer Zärtlichkeit.

Allen sprangen bei diesem Austritte die Thränen der Rührung in die Augen.

Nachdem der erste Sturm der Gefühle sich ein wenig gelegt hatte, fragte Frau Lehmanns:

»Lebt Ihre Mutter noch?«

»Ja, sie bewohnt in Florenz ein kleines Landgut; sie ist zufrieden, nur kann sie das Reisen nicht mehr vertragen.«

»Und Ihr Brüderchen?«

»Mein Bruder ist bei ihr geblieben; der Junge ist schon ein tüchtiger Musiker und wird, hoffe ich, ein bedeutender Künstler werden. Und dieses Alles haben wir Ihnen zu verdanken, liebe Leute!«

Noch mehr Fragen wurden der Signora Fioraliso vorgelegt. Um der sehr natürlichen Neugierde Aller zu genügen, nahm sie einen Stuhl und sagte:

»Wir wollen uns einen Augenblick setzen . . . Sie haben uns damals die nöthige Hilfe verliehen, um Mich Frankreich reisen zu können. Wir sind wohlbehalten zu Lille bei meinem Onkel angekommen, der, wie Sie wissen, erster Violinist an dem großen Theater war. Der gute Mann hat uns mit seinem Vermögen nach Kräften beigestanden. Schon früh gewann ich seine besondere Vorliebe, und er wurde mein zweiter Vater. Von ihm lernte ich von Kindesbeinen an die Musik. Ich erlangte eine große Fertigkeit und Gewandtheit auf dem Klavier, und mein Onkel meinte, daß ich eine vielversprechende Stimme hätte. Wir sind drei Jahre später nach Paris gezogen, wo mein Onkel eine Stelle im Orchester der großen Oper bekam. Ich folgte mit Fleiß den Uebungen im Konservatorium, bis mein Onkel mich mit nach Italien nahm, wo ihm in einer kleinen Stadt eine bessere Stelle als Musikdirector am Theater angeboten wurde. Ich studierte, ich übte mich von des Morgens früh bis spät in die Nacht. Was soll ich Ihnen ferner

sagen? Meine Stimme entwickelte sich und ich wurde in kurzer Zeit der Liebling des ganzen Publikums. Der gute Gott hat mich mit Glück überladen, ich besitze Ruhm und Ehre in Uebersluß, und ich verdiene viel, viel Geld.«

Die letzten Worte übten einen eigenthümlichen Eindruck auf die Mutter Lehmanns aus; sie richtete daher den Kopf in die Höhe und bewegte schon ihre Lippen, als wenn sie sprechen wollte, aber ein bittender Blick von Viktor trieb ihr das Wort in den Mund zurück.

»Also Sie erkannten mich wirklich nicht wieder?« sagte die Dame seufzend. »Sie hatten Mietje Kornblume vergessen? Nun, ich konnte bei so edelmüthigen Leuten das wohl vermuthen; dieselben thun Gutes und denken dann nicht mehr daran. Ich aber habe die Engel in Menschengestalt nicht vergessen, die eine arme Mutter mit ihren hilflosen Kindern von dem Hungertode errettet haben, mein Herz hat mich stets daran erinnert, wenn die gefeierte Signora Fioraliso ihr Glück und ihren Ruhm zu verdanken hat, und wenn ich zuletzt einstimmte, meinen Ruhm auch außerhalb Italiens zu wagen, so war es allein die Hoffnung, Sie hier wiederzusehen, welche mich zu dieser Kunstreise antrieb.«

Sie achtete nicht auf die dankbaren Worte, welche Mutter Lehmanns und Clara an sie richteten; sie betrachtete eine Weile den Jüngling mit steigender Aufmerksamkeit, während sie leise vor sich hinmurmelte:

»Mein Lebenstraum hat mich nicht betrogen, sein Angesicht ist der Spiegel seines edlen Herzens . . . «

Darauf fragte sie fast in feierlichem Tone:

»Victor, sind Sie noch frei?«

»Frei? Wie meinen Sie das, Fräulein?«

»Sind Sie verheirathet?«

»Noch nicht . . . aber . . . «

»Sie werden es vielleicht nicht glauben, aber bei jedem Schritte, den ich in meiner Kunst voran that, bei jeder Ehrenbezeugung, die mir zu Theil wurde, dachte ich an Sie. Nicht in dem rauschenden — Beifallklatschen des Publikums fand ich meine Belohnung, sondern in der glücklichen Voraussicht, daß ich einst im Stande

sein würde, Ihnen die Schuld der kleinen Mietje Kornblume abzutragen. Die Dankbarkeit ist ein Gefühl, das man beinahe Liebe nennen darf; Edelmuth und Wohlthun sind Keime, woraus die Liebe hervorsproßt . . . Viktor, wollen Sie meine Hand annehmen und Ruhm und Glück mit mir theilen? Die Sorge für Ihre Mutter und für Ihre Schwester sei meine Sorge.«

»Unmöglich, unmöglich!« sagte der Jüngling bestimmt.

Diese Antwort schien die Dame zu betrüben. Sie betrachtete Victor mit einer traurigen Enttäuschung in den Augen und schien mit stummem Blick nach dem Grund seiner Weigerung zu fragen.

Plötzlich kam ein junges Mädchen in die Stube gestürmt. Ohne auf Jemanden zu achten, eilte sie dem Jüngling in die Arme und flüsterte ihm ängstlich in's Ohr:

»Victor, mein unglücklicher Victor, sei nicht so traurig, verzweifle nicht, Gott wird uns helfen.«

Christinens Mutter hatte also, wie vorauszusehen war, nicht Wort gehalten, sondern ihrer Tochter den Unfall erzählt, der Viktor getroffen hatte.

»Sie sehen, Fräulein,« sagte der Jüngling, »es gibt ein Band, das mein Herz so rein und stark an dieses Mädchen kettet, daß ich das Band nicht zerreißen kann und darf. — Fräulein Christine Verdonk hier ist meine Verlobte.«

»Gut, es sei so!« rief die Dame. »Wenn ich nur hoffen kann, daß Sie glücklich werden. Lassen Sie mich als Freundin das Mädchen umarmen, das Sie als würdige Lebensgefährtin erwählt haben.«

Nach diesen Worten küßte sie Christine Verdonk, die verstutzt und halb mißtrauisch sich von der Unbekannten umarmen ließ.

»Hören Sie,« sagte sie nach einer Weile »ich bin genöthigt, Sie für heute zu verlassen. Man erwartet mich im Münztheater. Morgen kehre ich mit meinem Onkel hierher zurück. Aber Sie müssen auch kommen und hören, was Mietje Kornblume, Dank Ihrer Hilfe, in der Welt der Kunst geworden ist. Hier sind Freibillette für alle Plätze. Sie kommen doch Alle, nicht wahr? Ihre Anwesenheit ist mir mehr werth, als die von Kaisern und Königen . . . Und hier habe ich ein Geschenk als kleine Erinnerung für meinen Retter mitgebracht; machen Sie mir die

Freude, es als Andenken von Mietje Kornblume anzunehmen.«

Nachdem Signora Fioraliso diese Worte ausgesprochen hatte, ging sie in den Laden und kehrte mit einer viereckigen ledernen Schachtel in der Hand daraus zurück. Nachdem sie dieselbe auf den Tisch gesetzt hatte, sagte sie:

»Dies ist mein Geschenk für meinen Retter Victor. Oeffnet, ich bitte darum, die Schachtel nicht in meiner Gegenwart. Morgen werde ich ebenfalls Geschenke mitbringen für Sie Frau Lehmanns, für Sie, Fräulein Clara, weil Sie mir damals Ihre schönste Puppe zum Troste in die Arme gelegt haben, und für Sie vor Allem, Fräulein Christine! Ach, Sie sind mir nicht weniger lieb und theuer, denn das Lebensglück meines Wohlthäters liegt in Ihrer Hand. Nun Lebewohl, bis morgen!«

Ohne die Antwort aus diesen Gruß abzuwarten verließ sie das Haus mit sichtbarer Eile.

Alle blickten ihr eine kurze Zeit verwundert nach, aber dann richteten sie die Augen mit großer Neugierde auf die Schachtel.

Frau Lehmanns öffnete sie und zog eine prächtige goldene Uhr hervor mit einer langen schweren goldenen Kette woran einige Edelsteine blinkten.

»Ach, Welch' ein schönes Geschenk! Und wie schwer! Reines Gold! Die Augen thun Einem davon weh!« riefen die Frauen, während die Uhr von Hand zu Hand ging, weil Jedes sie zweidreimal in die Hände nehmen wollte, um sie ordentlich zu besehen und zu bewundern.

Der Jüngling, obschon er lächelte, schien in Gedanken versunken zu sein, und theilte offenbar nicht ganz die Begeisterung und das Erstaunen der Andern.

»Aber Virtor,« sagte seine Mutter, »warum freust Du Dich nicht über das schöne Geschenk? Es ist ein wahrer Schatz. Wenn wir es verkaufen wollten, bekämen wir gewiß tausend Franken dafür.«

»Verkaufen, das Geschenk von Mietje Kornblume verkaufen!« seufzte er traurig.

»Sieh, da ist auch ein Brief,« rief Clara, welche die Schachtel in der einen Hand hielt, und mit der andern ihrem Bruder ein kleines zusammengefaltetes Blättchen Papier reichte.

Victor entfaltete das Papier, und während die Frauen ihm beinahe die Worte aus dem Munde sahen, las er langsam und deutlich:

»An meine Wohlthäter!

»Mietje Kornblume hat Ihnen nicht allein ihr Leben, sondern auch ihren Ruhm und ihren Reichthum zu verdanken. Sie weiß nicht, wie sie sich dafür erkenntlich zeigen soll. Nehmen Sie doch aus ihrer dankbaren Hand einen kleinen Theil von den Früchten, welche Ihre Wohlthat derselben gebracht hat. Sollte aber dieses Geschenk nicht zu Ihrem Glücke beitragen können, so thun Sie damit in meinem Namen an anderen Menschen, was Sie so edelmüthig an Mietje Kornblume gethan haben.«

Alle sahen einander verwundert an und schienen nach der Lösung dieses wunderlichen Räthsels zu fragen. Wollte die Signora Fioraliso sagen, daß man die Uhr, wenn man sie nicht annehmen wolle, verkaufen und den Erlös als Almosen für arme Leute gebrauchen sollte? Dies war doch unwahrscheinlich.

Victor nahm die Schachtel aus der Hand seiner Schwester, besah sie neugierig und richtete einen kaum bemerkbaren Deckel in die Höhe, der den Boden der Schachtel verschloß. Plötzlich wurde er leichenblaß, und obschon ein glückliches Lächeln über seine Lippen glitt, zitterte er doch an allen Gliedern.

»Victor, Victor, mein armer Sohn, was ist Dir?« jammerte die Mutter.

»O großer Gott, darf ich meinen Augen trauen!« rief der Jüngling, indem er einige Papiere aus der Schachtel nahm. »Seht, seht, eine Banknote von tausend Franken, noch eine, noch eine und wieder eine . . . Zehn-, zehntausend Franken! Unsere Ehre, unser Glück ist gerettet! Mutter, Schwester, nun sind wir reich. Christine, liebe Christine, nun heirathen wir aber sofort nach Ostern, ja, ganz sicher! O, seid froh und dankt Gott!«

Er flog seiner Mutter um den Hals und Alle begannen einander zu umarmen und die Hände zu drücken. Sie sprangen in der Stube umher, tanzten, jubelten und sangen, als wären sie sinnlos geworden.

Frau Lehmanns blieb zuerst stehen und rief so laut, daß sie das jubelnde Lärmen übertönte:

»O, liebe Kinder, habe ich es Euch nicht hundertmal gesagt: Eine gute That findet immer ihren Lohn und Wohlthun trägt Zinsen. O, diese segensreiche Schachtel! Kann das Lebensglück einer ganzen Familie nicht darin verschlossen liegen?«

»Wir sind jetzt reich, reich«, jauchzte der Jüngling. Christine, laß Dir gleich das Hochzeitskleid anmessen! Ein neues, glückliches Leben thut sich vor uns offen . . . Schließt das Geld weg. Ich nehme eine Banknote von tausend Franken und laufe damit zu Herrn Groothans. Die Schande, der Verdacht muß zuerst von meinem Haupte. Ich kehre sofort zurück, stolz, frei, glücklich! Christine, geh und ruf Deine Mutter! Wir wollen fröhlich sein und ein Freudenfest feiern wegen dieser unerwarteten Erlösung aus großer Noth und Bedrängniß; wir wollen ein Glas Wein trinken auf das Wohlsein des Engels, den der gütige Gott uns zugesandt hat. Und heute Abend gehen wir sämmtlich zum Münztheater! O, Dank, Dank, Mietje Kornblume . . . Freuet Euch und seid fröhlich, bis ich wiederkomme.«

Und er lief jauchzend aus dem Hause.

4.

Schluß.

Vor kurzer Zeit begegnete ich einem Freunde, der in Brüssel umherging, um Einzeichnungen zum Besten einer armen kranken Wittve mit vielen Kindern zu sammeln. Er war sehr fröhlich, denn feine Bemühungen waren von gutem Erfolge gekrönt gewesen; überdies hoffte er, in einem Hause fast an dem andern Ende der Stadt, bei einem Kaufmann, noch eine sehr ansehnliche Beisteuer für seine Schützlinge zu bekommen.

Ich begleitete ihn, weil ich den Nachmittag nicht, besser zubringen konnte, und er erzählte mir unterwegs viel von dem Kaufmanne, der früher als junger Mensch einem armen hungrigen Mädchen eine Wohlthat erwiesen habe und dieser dadurch vielleicht geholfen hätte, später eine berühmte Sängerin zu werden. Er wußte die Erzählung nicht ganz genau, aber das wußte er sicher, daß der Kaufmann mit der Sängerin assoziiert war und daß er diesem Umstande seinen raschen Reichthum zum größten Theile verdankte.

Er sprach mit außergewöhnlichem Lobe von der großen Wohlthätigkeit des Kaufmanns und besonders von der unaussprechlichen Edelmüthigkeit seiner Gattin und seiner Mutter, die sich sogar dankbar dafür bezeigten, wenn man ihre Hilfe anriefe, um Krankheit und Elend zu lindern. Und die Schwester des Kaufmanns, welche einen Doktor Franz Stroband geheirathet habe, rühme man als die treue Helferin der Armen in ihrem ganzen Stadtviertel. Die Wohlthätigkeit müsse also bei ihnen wohl eine Familientugend sein.

Wir sprachen ferner über die vernünftige Vorsicht der Sängerin, welche dadurch, daß sie ihr Geld an ein solides Handelshaus einzahlte, sich gegen spätere Wechselfälle des Lebens ein sicheres und immer anwachsendes Vermögen sicherte. Und wir bedauerten daß so viele dieser sorglosen Künstlerinnen, nach einem üppigen Leben und nach dem Verluste ihrer Stimme, von

dem Gipfel des Ruhmes und des Glückes in den Abgrund des Elends fallen müßten.

Wir waren noch darüber am Sprechen, als mein Freund mir ein großes Haus zeigte und sagte:

»Hier sind wir am Ziele.«

Wir schellten an und ich las auf einer messingnen Platte an der Thüre die Worte: »*Victor Lehmanns u. Co.*« Wir wurden durch das Dienstmädchen in einen kleinen Saal geführt. Der Kaufmann erschien augenblicklich mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen.

Während mein Freund ihm den Zweck seines löst Besuches auseinandersetzte, wurde meine Aufmerksamkeit durch ein Oelgemälde angezogen, welches an der Wand hing. Ich näherte mich demselben und beschaute es mit Neugierde.

Es war ein schönes Bild, eine Winterlandschaft mit Schnee und dünnen Bäumen. Im Vordergrund saßen arme notleidende Leute: eine Mutter mit zwei Kindern. Neben ihnen waren zwei Jünglinge, die ihnen ein Almosen in die Hand legten. In dem Hintergrund, fast in dem leichten Hauche des Winternebels verschwimmend, saß ein Engel mit einem großen Buche in der Hand; der himmlische Geist zeichnete etwas in das Buch ein, und über der Seite, auf deren Mitte er schrieb, stand mit großen goldenen Buchstaben geschrieben:

Dobet Deus.

[Gott schuldet, oder: Schuldregister Gottes.]

Und unter dem Bilde stand mit noch größeren goldenen Buchstaben die Unterschrift:

»Wer den Armen gibt, hat Gott geliehen.«

Und getreu diesem schönen Wahlspruche bekam mein Freund für seine Schützlinge eine sehr reiche Gabe, und ich selber hatte meinen Nachmittag nicht verloren, denn ich erfuhr bei einem Glas Wein, von dem gastfreundlichen Kaufmanne die Geschichte, welche ich erzählt habe.

- E n d e -